P.o.germ.
1940
IV/1.

P. o germ.
1940 n (1 Mühlbach

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

27109.

Kaiserin Claudia,

Prinzessin von Tirol.

Kaiserin Claudia,

Prinzessin von Tirol.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Erster Band.

Landauer'sche Leihbibliothek Schoppingen

Leipzig.
Verlag von Heinrich Matthes.
1867.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Der kaiserliche Witwer.

Kaiser Leopold I. kam aus der Messe zurück. Zwei Stunden hatte er in der Schloßkapelle verweilt, zwei Stunden lang hatte er unausgesetzt auf seinen Knieen gelegen; während der drei Messen, welche in diesen zwei Stunden abgehalten wurden, hatte sein Blick sich nicht einmal erhoben von den Gebetbüchern, welche vor ihm auf dem Teppich lagen, und in welche er abwechselnd, bald in dieses, bald in jenes hineinschaute, um an dem erhabenen Inhalt der frommen lateinischen Gebete sein Gemüth zu erheben und zu erbauen.

Die frommen Patres vom Orden Jesu, welche die drei Messen celebrirten, waren ausnehmend zufrieden gewesen mit dem gottseligen Eifer kaiserlicher Majestät, und sein Beichtvater Balthasar Müller schaute mit wahrhaftigem Entzücken auf dieses ge-

liebte Beichtkind, welches eine Kaiserkrone auf seinem Haupte trug, aber es doch so demüthiglich und fromm zur Erde beugte und sich in den Staub warf vor seinem Herrn und Gott.

Doch nun hatte der kaiserliche Herr sich wieder erhoben aus dem Staube, und war aus der Kapelle in seine Gemächer zurückgekehrt. Allmälig, während er dahin wandelte durch die glänzenden Gemächer der Hofburg, hatte auch die trübselige Miene des Kaisers sich ein wenig aufgehellt. Seine kleinen, blauen Augen, welche immer noch auf das Gebetbuch gerichtet gewesen, das er in seinen beiden Händen auf der Brust hielt, hoben sich, je weiter er vorschritt, immer ein wenig höher, und schauten jetzt, da er in die große Antichambre eintrat, welche vor seinen Privatgemächern sich befand, mit ganz freundlichem Blicke auf die Kavaliere und Höflinge hin, welche bei Erscheinen kaiserlicher Majestät mitten in ihrem Lachen, ihren heiteren Gesprächen sich unterbrachen, und sich ernst und steif, mit tief geneigten Häuptern zu beiden Seiten des langen Saales aufgestellt hatten.

Am Ende dieses Saales, vor der Thüre, die in das Kabinet des Kaisers führte, standen die beiden Zwerge in ihren fabelhaften, buntscheckigen Kostümen,

und ihnen zu beiden Seiten die zwei Hofnarren in ihren hochrothen Gewändern mit den Schellenkappen auf den Häuptern. Neben diesen standen die zwei Kammerherren vom goldenen Schlüssel, welche heute den Dienst hatten und an den großen, goldenen Schlüsseln kenntlich waren, die auf der Rückseite ihres Gewandes neben den Taschen befestigt waren. Zunächst aber der Thüre standen die kaiserlichen Hatschiere mit den geschulterten Hellebarden und der Thürsteher, welcher jetzt beim Herannahen kaiserlicher Majestät die beiden Flügel der Thüren weit aufriß und dann neben denselben auf seine Kniee niedersank. Auch die Zwerge, die Hofnarren, die Kammerherren beugten jetzt ihre Kniee, da Kaiser Leopoldus an ihnen vorüberschritt; aber sobald er auf die Schwelle seines Kabinets getreten war, erhoben sie sich rasch wieder, und folgten Sr. Majestät in das Kabinet.

Der Thürsteher schloß hinter ihnen die Flügel der „Gnadenpforten", und die Hofleute durften nun wieder ihre Häupter erheben, denn der Saal war nun wieder dunkel und glanzlos, und die kaiserliche Sonne, welche ihre Augen geblendet hatte, leuchtete jetzt nicht mehr. Sie durften sich also aus ehrerbietigen, schweigenden Höflingen wieder in übermüthige,

schwatzende Kavaliere, stolze Grafen und Barone, berühmte Generäle und Kommandeurs, vornehme Ritter und Herren verwandeln, und so lange plaudern, lachen und medisiren, bis aus dem kaiserlichen Kabinete die Ordre du jour gekommen war, und man erfahren, welchen von den Hofherren heute die Gnade zu Theil werden sollte, an dem Vergnügen und der Langenweile kaiserlicher Majestät theilnehmen zu dürfen.

Kaiser Leopold inzwischen hatte, in seinem Kabinet angelangt, das Gebetbuch mit dem goldbeschlagenen Deckel einem der Zwerge übergeben, und sich dann mit nachdenklicher, ernster Miene auf den großen Fauteuil, der in der Mitte des Gemaches stand, niedergelassen. Sein Gesicht war jetzt wieder so trübselig und nichtssagend, daß die beiden Hofnarren selbst ihre Pflicht vergaßen, und keinen Spaß über ihre Lippen bringen konnten, sondern mit verlegenen Mienen dastanden, und in ihrer Verlegenheit sogar sich unterstanden, ihre Blicke auf das Antlitz kaiserlicher Majestät zu richten und auf höchst unehrerbietige Weise ihn anzustarren. Auch die beiden Kammerherren vom goldenen Schlüssel wagten es nicht, das Schweigen des Kaisers zu unterbrechen,

und hatten sich an das äußerste Ende des Gemaches zurückgezogen, wo sie durch Seufzen und Augenverdrehen achselzuckend sich ohne Worte über die peinliche Situation unterhielten, in welcher sie sich befanden. Nur die beiden Zwerge fühlten sich durch diese ununterbrochene Stille im kaiserlichen Kabinet nicht im Mindesten beängstigt. Sie hatten weder die Pflicht witzig zu sein, noch zu unterhalten, sie repräsentirten nur sich selber und hatten nichts weiter zu thun, als ihre kleinen Gestalten mit den dicken großen Köpfen zur Schau zu tragen, und zu beiden Seiten des Lehnstuhls kaiserlicher Majestät sich aufzustellen.

Da standen sie nun und starrten in die Luft, gleich dem Kaiser selber, und merkten nichts von der Verzweiflung der privilegirten Spaßmacher und der Todesangst der privilegirten Diener der Etiquette, welche sich vergeblich immer wieder und wieder fragten, wie diese peinvolle Scene enden solle, und ob man nicht am Ende das Ungeheuerste wagen und kaiserliche Majestät unterthänigst anflehen müsse, sich in das Ankleidezimmer zu verfügen, und dort Toilette zu machen, wie es die Majestät sonst an jedem Mittag vor der Messe zu thun pflegten.

Aber bevor sie noch über die höchst kritische Frage

sich eine entscheidende Antwort hatten geben können, öffnete sich eine kleine Seitenthüre, und ein Herr, im glänzenden spanischen Hofkostüm erschien in derselben.

— Sind Euer Majestät fertig? fragte er mit kecker, fröhlicher Stimme. Haben wir die Messen, die Unterschriften, die Toilette beendigt, und kann jetzt das Vergnügen beginnen, Majestät?

Bei dem ersten Ton dieser frischen Stimme hatte Kaiser Leopold sich ein wenig erhoben; seine kleine, schmächtige Gestalt war zusammengezuckt und der Schimmer eines Lächelns glitt über seine Züge hin. Auch die Kammerherren athmeten hoch auf, und traten ein wenig aus dem Hintergrunde hervor, und die Hofnarren schienen plötzlich aus ihrer Lethargie zu erwachen, wandten ihre Gesichter einander zu, und hoben, von ein und demselben Gedanken beseelt, zu gleicher Zeit ihre langen Arme empor, um sich gegenseitig einen kräftigen, schallenden Backenstreich zu geben.

— Was schlägst Du mich? schrieen sie mit wüthender Geberde Beide zu gleicher Zeit.

— Weil Du ein langweiliger Esel bist, rief der Eine.

— Weil Dein Witz eingeschlafen ist, und ich ihn wieder zum Leben erwecken wollte, brüllte der Andere.

— Ihr habt Beide Recht, sagte Kaiser Leopoldus, lebhaft mit dem Kopfe nickend. Gehet hinaus, ich verbanne Euch für heute von meinem Angesicht, denn Ihr habt Euch als Narren dumm, und als Menschen grob benommen. Geht!

Die Hofnarren wagten es nicht, Widerspruch zu erheben, denn kaiserliche Majestät, das fühlten sie wohl, war heute nicht zu Späßen aufgelegt, und sie schlichen deshalb Beide gesenkten Hauptes hinaus.

— Recht so, Majestät, rief der Herr, welcher eben eingetreten war, Ihr jaget die beiden dummen Narren hinaus, sintemalen der dümmste aller Narren eben zu Euch eingetreten ist, und vor Begierde brennt, Euer Majestät zu beweisen, daß wenigstens ein Dutzend Hofnarren in seinem Corpus sich versteckt haben und dort ihre schlechten Witze reißen, was alsdann von den Herren Medici so ausgelegt wird, als ob es die Gicht oder das Zipperlein wäre, welches an meinem Körper reißet und zerrt. Es sind aber nur die Narren und immer die Narren mit ihren schlechten Witzen.

— Und derohalben heißest Du am Ende wohl gar Lobkowitz, sagte der Kaiser lächelnd.

— Himmlisch, göttlich. Euer Majestät geruhen mir und den Hofnarren ins Handwerk zu pfuschen und Witze zu machen. Ja freilich, Euer Majestät haben Recht, ich bin schon durch meinen Namen dazu ausersehen, Witze zu reißen, denn der Witz hängt ihm an, wie der Teufel den verliebten Weibern und den Jesuiten, und . . .

— Still, unterbrach ihn der Kaiser, dessen Miene plötzlich wieder ernst ward; halte Deinen bösen Witz wenigstens so weit im Zaume, Fürst Wenzel Eusebius Lobkowitz, daß Du nichts gegen die frommen Patres sagst, der Du weißt, daß ich ihnen absonderlich gewogen bin, dieweilen ich sie immer als die treuen und auserwählten Diener Gottes und der Kirche erkannt habe.

— Majestät, erwiederte der Fürst mit einer gravitätischen Verneigung, ich werde mich bemühen; aber wenn der Witz dennoch beim Anblicke der frommen Patres mit mir durchgehen sollte, so ist es wahrlich nicht meine Schuld, sondern die frommen Patres tragen die Schuld daran. Doch Euer Majestät haben noch nicht die Gnade gehabt, mir huldreichen

Bescheid zu geben auf meine Frage, ob Euer Majestät bereit seien, und ob das Vergnügen seinen Anfang nehmen könne?

— Das Vergnügen? seufzte Leopold. Wo sollte es denn anfangen?

— Mein Gott, draußen in Laxenburg, wo mir jagen wollen, gnädigste Majestät. Die frische Koppel Hunde, welche der Herr Herzog von Lothringen Euer Majestät gesandt, ist schon losgelassen. Die Falken haben schon ihre Kappen auf den klugen Köpfen, und Hunde und Falken, und Jäger und Jagdpferde, Alles heult und quiekt, und scharrt und knurrt schon drunten im innern Burghofe vor ungeduldiger Erwartung und Sehnsucht nach der geliebten kaiserlichen Majestät. Und wer von Allen noch am ungeduldigsten ist, das ist der Lobkowitz, Euer Majestät getreuester Narr, Falke und Hund, Alles in Einer Person.

— Und wem es am wenigsten gelingen wird, seine Ungeduld zu bezähmen, und fein geduldig und sanftmüthig zu sein, das ist wiederum der Lobkowitz, sagte der Kaiser lächelnd. Ich muß Dir aber sagen, daß ich heute nicht jagen, sondern daheim bleiben will, denn . . .

— Euer Majestät wollen nicht jagen, unterbrach ihn Lobkowitz rasch, Euer Majestät . . .

— Wenzel Eusebius Lobkowitz, unterbrach ihn jetzt wiederum der Kaiser, Wenzel Eusebius Lobkowitz, Du bist nicht blos, wie Du vorher sagtest, ein Narr, sondern Du bist noch außerdem ein rechter Grobian und Esel, der sich unterfängt, kaiserliche Majestät mitten in ihrer Rede zu unterbrechen.

Fürst Lobkowitz nahm eine sehr zerknirschte Miene an, und indem er dicht zu dem Kaiser herantrat, beugte er vor ihm ein Knie, und schaute mit gefaltenen Händen zu ihm auf.

— Gnade und Vergebung, kaiserliche Majestät, flehte er, Gnade für den Sünder, der sein Verbrechen einsieht, der tief bereut, so tief, daß er sich selber eine Buße auferlegen wird, welche ganz Wien in Erstaunen setzen wird.

— Nun, was wird das für eine Buße sein? fragte der Kaiser, mit besänftigter Stimme.

— Majestät, die schwerste und fürchterlichste, welche es geben kann. Ich will zwei Tage lang keine dummen Streiche machen, und zwei Tage lang ein vernünftiger Mensch sein.

— Eusebius, ich fürchte, das wird Dir unmöglich

sein, sagte der Kaiser kopfschüttelnd. Doch, ich nehme Deine Buße an, und wir wollen einmal sehen, ob Du sie halten wirst. Aber zur Jagd gehen wir heute doch nicht, denn ich habe noch wichtige Briefe zu schreiben nach Spanien und Italien, und muß auch noch in meinen Kalender eintragen, was ich gestern gethan, wie viel Unterschriften ertheilt, wie viele Briefe geschrieben habe. Auch bleiben noch Regierungsgeschäfte, die ich mit Dir zu besprechen habe.

Fürst Lobkowitz verneigte sich ehrerbietig, vielleicht um den Ausdruck unaussprechlichen Erstaunens, welcher sein Angesicht überflog, nicht sehen zu lassen.

— Ich erwarte die Befehle kaiserlicher Majestät, sagte er feierlich.

Der Kaiser wandte jetzt sein, von einer großen langlockigen Allongeperrücke umwalltes Haupt den beiden Kammerherren zu, welche in respectvollem Schweigen sich wieder in den Hintergrund zurückgezogen hatten.

— Geht in das Ankleidezimmer und erwartet mich dort, sagte er, geht Alle hinaus, nur Du, Lobkowitz, bleibe bei mir.

Die Kammerherren, die Zwerge retirirten rück-

wärts gehend, nach der Thüre hin, und verschwanden hinter derselben.

— Sind wir jetzo allein, fragte der Kaiser, dessen Würde es ihm verbot, nach der hinter ihm gelegenen Thüre sich umzuschauen.

— Majestät, erwiederte Fürst Lobkowitz achselzuckend, ich weiß es nicht. Ich kann es nicht sehen.

— Du kannst nicht sehen, ob die Kammerherren und die Zwerge hinausgegangen sind?

— Ja, Majestät, das kann ich sehen, aber deshalb weiß ich doch immer nicht, ob wir allein sind, und ob es nicht irgendwo hinter der Wand Ohren gibt, die uns hören, und Augen, welche uns sehen.

Und indem der Fürst so sprach, sprang er wie eine Katze nach der gegenüberstehenden Wand hin, und legte sein Ohr an die Seidentapete.

Er hörte es hinter derselben rascheln, er hörte leise schlurfende Schritte, welche sich jetzt entfernten.

— Er war hier, sagte der Fürst leise zu sich selber; Pater Balthasar, und hat uns behorcht.

— Was sagst Du denn da, Eusebius? fragte Leopold verwundert. Schaust ja aus, als wärest Du ein Kater, welcher auf Mäuse Jagd machen will.

— Kaiserliche Majestät, saget lieber, ich schaue

aus, als wie eine Maus, auf welche ein Kater Jagd machen wollte! Indessen, ich kann, so viel ich denke, jetzt die Frage Eurer Majestät beantworten; ja, Majestät, wir sind allein! Wenigstens für den Augenblick.

— So will ich Dir jetzt etwas entdecken, seufzte Leopold, etwas, welches eigentlich ein Geheimniß sein sollte, das ein Kaiser nur seinem Gotte offenbaren dürfte, und das kein menschliches Ohr jemals vernehmen sollte.

— Majestät, betheuerte der Fürst, seine Hände faltend, Majestät, ich schwöre, daß bei mir Euer Geheimniß so sicher bewahrt sein soll, als läge es auf dem Grunde eines Brunnens, so sicher, daß ich eher unter Folterqualen sterben, als es verrathen würde. Saget mir also Euer Geheimniß, mein gnädiger, mein angebeteter Kaiser. Lasset es mich auf meinen Knieen vernehmen, wie eine heilige Offenbarung Gottes!

Und Fürst Wenzel Eusebius Lobkowitz warf sich vor dem Kaiser auf seine beiden Kniee nieder. — Eine Pause trat ein; eine lange, feierliche Pause. Jetzt neigte der Kaiser sich ein wenig nieder zu dem Fürsten, welcher in athemloser Spannung zu ihm aufschaute.

— Eusebius, sagte der Kaiser feierlich, Eusebius, ich langweile mich!

Lobkowitz blickte ganz verblüfft auf den Kaiser auf, der mit höchst trübseliger Miene da stand. Dann sprang er rasch empor.

— Dies ist Euer ganzes Geheimniß, Majestät?

— Ja, Lobkowitz, mein ganzes Geheimniß. Aber Du wirst zugestehen, daß es ein entsetzliches Geheimniß ist! Ein Kaiser, der für so viele Millionen Unterthanen zu sorgen hat, sollte sich niemals langweilen können, denn er hat Arbeit die Fülle, und seine Zeit gehört nicht ihm, sondern seinem Volke. Aber es ist dennoch eine Thatsache, ich langweile mich! Bei den Unterschriften, die ich gebe, bei den Audienzen, die ich ertheile, bei den Briefen, die ich schreibe, immer empfinde ich Langeweile. Ja, ich gestehe es zu meiner tiefsten Zerknirschung, ich habe mich sogar heute Morgen gelangweilt, und . . .

— Sprecht leise, Majestät, sagte Lobkowitz mit einem raschen Blicke nach der Tapete, sprecht leise, Majestät, denn wenn der fromme Vater Balthasar Euch hört, so wird er Euch morgen einige Bußübungen auferlegen. Euer Majestät sagten also,

daß Ihr Euch langweilet, überall langweilet. Aber wisset Ihr auch den Grund davon?

— Ich weiß ihn, erwiederte Leopold feierlich. Es will in mir die Trauer um die heimgegangene Gemahlin gar nimmer ruhen. Schon drei Monate sind vergangen, seit die Kaiserin Margaretha Therese, meine vielgeliebte Gemahlin, verblichen ist, dadurch ist mein Herz noch immer voll Sehnsucht und Trauer, und ich wünschte nichts lieber, als sie immer noch an meiner Seite zu haben.

Ach, sagte Lobkowitz leise und es flog ein seltsamer Zug über sein Antlitz hin, wie als verstände er jetzt erst die Worte des Kaisers. Ach, Euer Majestät wünschen die Gemahlin an Ihrer Seite zu haben?

Leopold erwiederte gravitätisch: Es ist so einsam ohne meine vielgeliebte Gemahlin hier in der Burg. Besonders wenn ich, von der Jagd heimkehrend, Niemand antreffe, der ein Paar vertrauliche Worte zu mir spricht und allein in meinen Gemächern mein Nachtmahl zu mir nehmen muß, während ich doch sonsten es in den Gemächern der Kaiserin einnahm, wobei wir schwatzten und plauderten so untereinander, uns sogar gestatteten, in

ein herzliches Gelächter auszubrechen. Jetzt nehme ich das Nachtmahl ganz allein und wenn auch die Narren dabei ihre dummen Späße machen, und die Zwerge mich anglotzen, so ists doch gar trübselig und nicht im Mindesten geeignet, mich aufzuheitern, oder mir die Langeweile zu vertreiben.

— Nein, nicht im Mindesten, betheuerte Lobkowitz. Es gibt nur ein einziges Mittel, um Euer Majestät wieder froh und zufrieden zu machen und die Langeweile aus der kaiserlichen Burg zu vertreiben.

— Was für ein Mittel, Eusebius? Nenne es und wenn es probat ist, so werde ich es gebrauchen.

— Hier ist mein Mittel. Euer Majestät müssen sich verheirathen! Probatum est!

Es entging dem Fürsten nicht, daß es wie ein Sonnenglanz über des Kaisers Angesicht hinleuchtete, aber er gab sich den Anschein, es nicht zu bemerken.

— Wo denkst Du hin, Du Narr, rief Leopold schier unwillig. Wie kannst Du mir ein so abgeschmacktes Mittel anempfehlen, da ich Dir doch sage, daß ich noch einen Schmerz empfinde über den Tod der Kaiserin.

— Das ist unmöglich, Majestät, denn das wäre unnatürlich, rief Lobkowitz.

— Wie so denn unnatürlich, Eusebius, fragte Leopold verwundert.

— Majestät, die Weisen und Philosophen sagen, es sei der Schmerz eines Witwers um seine verstorbene Gemahlin nur dem Schmerze zu vergleichen, welchen man empfindet, wenn man sich einen heftigen Stoß an dem Ellbogengelenke zufügt. Im ersten Momente thut es abscheulich wehe und man vermeint schon, daß man den Schmerz niemals verwinden könne. Aber wenn man nur ein wenig still hält und den Schmerz sanft einziehen läßt, so ist er bald darauf ganz und gar verschwunden und man verspürt gar keine üblen Folgen davon. Just so ist es mit dem Schmerze eines Witwers und darum sage ich, daß es unnatürlich sei, wenn Euer Majestät noch trauern wollten um die höchstselige Kaiserin. Es sind drei Monate vergangen seit ihrem Hinscheiden und so lange hält selbst der wüthendste Ellbogenschmerz nicht an.

— Eusebius, Du bist ein abgefeimter Schalksnarr, rief der Kaiser, indem er ihm ziemlich derb das Ohr zupfte.

— Meinetwegen, Majestät, aber ich bin außerdem noch ein guter Medicus und ich bestehe darauf, daß Euer Majestät mein Mittel gegen Ihren Schmerz sofort in Anwendung bringen. Euer Majestät müssen sich zum zweitenmal verheirathen.

Das sagt sich leicht, aber es ist dennoch gar schwer, sagte der Kaiser achselzuckend. Wir können uns doch nicht selber auf die Wanderschaft begeben und nach einer Kaiserin suchen, und was würde die Welt wohl sagen, wenn wir schon nach dreien Monaten der Witwentrauer an eine zweite Gemahlin denken möchten.

Majestät, die Welt würde lobpreisend sagen, daß der hochherzige und edle Kaiser Leopold aus Liebe zu seinem Volke sogar seinen Schmerz und seine Trauer überwinden will, um dem Reiche eine Kaiserin zu geben, den edlen Habsburgern eine neue Stammesmutter.

Es ist wahr, sagte der Kaiser gedankenvoll vor sich hin, die Dynastie der Habsburger steht in diesem Augenblicke auf meinen zwei Augen allein, und ich bin es wohl meinem Hause, meinem Volke und mir selber schuldig, daß ich Sorge trage für die Ruhe meines Reiches, und für das Erbe, welches ich meinen

Nachkommen zu hinterlassen habe. Ja, Eusebius, du hast Recht, wenn man die Sache von diesem Gesichtspunkte ansiehet, so könnte mich allerdings Niemand tadeln, daß ich anjetzo schon, trotz meiner Trauer, daran denke, mich wiederum zu vermählen.

Im Gegentheil, Majestät, Jedermann wird Euer Majestät deßhalb lobpreisen, denn Euer Majestät opfern sich ja dem Wohle Ihres Volkes.

— Es ist wahr, ich opfere mich dem Wohle meines Volkes, wiederholte der Kaiser hochaufathmend. Es wäre mir sehr lieb, Wenzel Eusebius Lobkowitz, wenn Du meiner kaiserlichen Frau Mutter die Sache so vorstellen und so begreiflich machen wolltest, daß ich nicht aus eitler Weltlust, sondern nur aus frommer Hingabe an das Wohl meines Hauses und meines Landes diesen wichtigen Schritt einer zweiten Vermählung thun will. Meine Frau Mutter ist oft gar heiterer Laune, und liebt es zu scherzen und ihren Jokus zu machen, auch ein wenig zu medisiren, wie sie es schon unterweilen anjetzo über meine betrübte Miene gethan hat.

— Gnädigste Majestät, über eine so wichtige Sache wird die Kaiserin Eleonora sicherlich nicht Scherze machen, dazu ist sie eine viel zu geistreiche

und einsichtsvolle Dame. Nur den Herrn Pater Balthasar, fuhr er mit leiserer Stimme fort, nur den fürchte ich ein wenig.

— Es ist wahr, murmelte der Kaiser leise, er hat meine Anspielungen niemals verstehen wollen, und ist niemals auf meine Klagen eingegangen.

— Majestät, sagte Lobkowitz noch leiser, das kommt daher, weil es dem Balthasar Müller sehr ungelegen käme, wenn Euer Majestät sich jetzo vermählten, und wenn ich es recht bedenke, so wird es am Ende mit der Frau Kaiserin Mutter doch derselbe Fall sein. Wer regiert, möchte nicht gerne das Scepter aus Händen geben, und wer die Macht hat, möchte sie nicht gerne verlieren.

— Ich denke doch aber, rief Leopold gereizt, es regieret keiner als ich allein, das maße sich Niemand an, Macht haben zu wollen!

— Ihr regieret, und Ihr habet die Macht, Majestät! Aber merket Ihr es denn nicht, wie sie stets bemühet sind, Euch das Scepter zu entwinden, und die Macht Euch aus Händen zu nehmen? Ihr seid nur zu edel, zu erhaben, um auf diese kleinlichen Ränke und Bosheiten zu achten, Ihr sehet nicht, wie sie gleich Symar ihre Netze um Euch ziehen, und

Euch immer mehr einengen, immer mehr abhängig machen wollen von ihrem Willen. Der Pater Balthasar nennt sich zu seinen Vertrauten den „Kaiser des Kaisers", und von der verwitweten Kaiserin spricht man nur als von der regierenden Kaiserin.

— Das ist abscheulich, das ist ein Insult, rief der Kaiser hochroth vor Zorn. Aber ich will es nicht mehr dulden, ich —

— Um Gotteswillen, ermahnte der Fürst, sprechet leiser, leiser, damit sie uns nicht hören.

— Aber wir sind ja allein, Eusebius!

— Majestät, Ihr seid niemals allein! Jede Wand in der kaiserlichen Burg hat ihre Ohren und ihre Augenlöcher und dahinter stehen die Patres, und was sie hören und sehen, das flieget wie ein Laufeuer nach der Favorite, wo die Kaiserin Mutter wohnt, und nach Balthasar Müller, Eurem Beichtvater.

— Auf diese Manier werde ich also ewig von Spitzeln bewacht und ausspionirt! fragte der Kaiser unwillig.

— Nacht und Tag, Majestät. Und auf diese Weise spinnen sie ihre Netze, und während Euer Majestät keinen andern Herrn über sich haben kön-

nen, als Gott allein, wollen die Knechte Herren und die Untergebenen die Herrschenden sein! Dies Alles aber wird gefährdet, wenn Euer Majestät sich wieder vermählen, wenn eine zweite Liebe in Euer Herz einzieht.

— Sage eine erste Liebe, rief der Kaiser lebhaft, denn wahrlich, es ist dieses, mein armes kaiserliches Herz noch niemals von einer Liebe bewegt worden.

— Um so gefährlicher ist es für den Ehrgeiz Derer, welche Euer Majestät umgeben. Wenn Ihr eine Gemahlin fändet, welche Ihr lieben könntet, der Ihr Euer Herz, Eure Seele zu Eigen gäbet, und welche Euch das Glück der Liebe kennen lehrte, dann würdet Ihr die Fesseln zerbrechen, mit denen sie Euch halten, dann würdet Ihr frei von ihnen Allen. Und darum wollen sie es nicht leiden, und darum ist ihnen der Gedanke an eine zweite Gemahlin ein Greuel, und darum wird Pater Balthasar niemals eine Anspielung Euer Majestät verstehen, und darum wird er auf alle Eure Klagen erwiedern: Lasset die Kirche Eure Braut sein, Majestät!

— Es ist wahr, rief der Kaiser rasch, das hat er mir schon oftmals gesagt.

— Natürlich, Majestät, denn wenn die Kirche Eure Braut bleibt, so vermählt Ihr Euch nicht wieder, und alsdann, wenn Gott einmal nach langen Jahren seinen geliebtesten Sohn Leopoldus zu sich beruft, so fällt Euer Reich den spanischen Erben anheim, und Ihr wisset wohl, daß das so viel heißt, als den frommen Patres vom Orden Jesu. Oh, Majestät! ich weiß wohl, was ich wage, indem ich Euch dies Alles sage, aber ich liebe Euer Majestät, und ich wage freudig meinen Kopf und mein Leben, um Euer Majestät glücklich und froh zu machen. Ich wage zu sagen, daß die frommen Patres Euch einhüllen wollen in die Wolken des Weihrauches, damit Ihr nicht sehet, daß die Sonne scheint, und die Welt so schön ist! Ich wage zu sagen, daß sie das Licht aus der kaiserlichen Burg vertreiben wollen, damit sie im Trüben fischen können! Und wenn Ihr Euch vermählet, und wenn Ihr Eure Gemahlin liebet, so wäre das Licht in der Burg, und vor der Liebe müßten die Söhne der Finsterniß verschwinden. Und wenn Ihr Eure Gemahlin liebtet, so wäre eine wirkliche regierende Kaiserin da, und jede andere Dame dieses Hofes müßte ihr den Vortritt lassen,

deßhalb — ich wage nicht mehr zu sagen, die Ehrfurcht fesselt meine Zunge.

— Aber ich verstehe Dich doch ganz gut, Wenzel Eusebius Lobkowitz. Es fällt wie Schuppen von meinen Augen, allwo ich sonsten im Dunkeln tappte, da sehe ich jetzt. Ja, ja, sie wollen nicht, daß ich mich vermähle, es soll die spanische Krone wieder in Deutschland zur Herrschaft gelangen, und die Zeiten Kaiser Carolus des Fünften sollen sich erneuern. Aber ich will es nicht dulden! Ich will mich vermählen, ich will meinem Herzen eine Gemahlin, meinem Hause Nachfolger geben!

— Ach, Majestät, seufzte der Fürst, Ihr saget das wohl anjetzo, aber es wird dem klugen Pater Balthasar wohl gelingen, sein frommes Beichtkind umzustimmen und vielleicht gar den armen Narren, den Lobkowitz, als einen todeswürdigen Verräther darzustellen.

— Ich gebe Dir mein Wort darauf, daß er das nicht thun soll, und daß Dir aus dieser Sache kein Schaden erwachsen soll, Eusebius. Es wird freilich wohl einen harten Sturm geben, wir werden zu leiden haben, fuhr der Kaiser, dessen momentane Aufregung schon zu sinken begann, gedankenvoll fort.

— Am besten wäre es, wenn Ew. Majestät den Pater Balthasar von Ihrem Angesichte verbannten, sagte der Fürst mit leiser, unsicherer Stimme.

— Wie denn verbannten? fragte der Kaiser rasch.

— Wenn Ew. Majestät ihn gar nicht mehr sehen, ihn seiner Functionen entsetzen möchten.

Der Kaiser schrak zusammen, blickte mit einem Ausdruck wahrhaften Entsetzens in das kühne, gespannte Antlitz seines Vertrauten.

— Wenn, fuhr Eusebius mit noch gedämpfterer Stimme fort, wenn Ew. Majestät einen Beichtvater aus einem andern Orden wählten.

— Nimmermehr, rief Leopold heftig. Die frommen Patres vom Orden Jesu sind die Lehrer meiner Jugend, die Führer meiner Jünglingsjahre, die Berather meiner Regierungsjahre gewesen.

— Und sie wollen das Alles bleiben, und darum werden sie es nimmer dulden, daß Ew. Majestät sich wieder vermählen. Sie haben der spanischen Krone die reiche österreichische Erbschaft zugedacht, und dem Orden ist dafür in Indien eine ganze Provinz als Eigenthum verschrieben worden.

— Wenn das wahr ist, rief der Kaiser mit drohender Stimme, dann mögen sich die Herren Patres wohl in Acht nehmen vor meinem Zorn!

— Es ist wahr, Majestät. Habet die Gnade, nur sehen zu wollen. Die Patres sind im Dienste Spaniens, nicht im Dienste Oesterreichs! Sie wirken für Spanien und ihren Orden, nicht für Ew. Majestät. Sie wollen die Sachen auf den Kopf stellen, und während Ew. Majestät und Ihr Haus der Erbe Spaniens sein müßte, wollen sie die Dinge so drehen, daß die habsburgische Linie in Spanien Oesterreich als Erbe verschluckt, und ein spanischer König Euer Nachfolger werde auf dem deutschen Throne.

— Es soll ihnen nicht gelingen, sagte Leopold mit einem seltenen Aufschwung von Energie und Entschlossenheit. Ich werde ihnen beweisen, daß ich sie durchschaut habe! Du hast Recht, ich will den Pater Balthasar seiner Functionen entsetzen, ich will einen Pater aus einem andern Orden zu meinem Beichtvater erwählen. Nenne mir einen Solchen, wenn Du üppiges Weltkind einen Gesegneten zu wissen glaubest.

— Majestät, es gibt nach meinem Dafürhalten nur Einen Mann, welcher es würdig wäre, meines erhabenen, vielgeliebten Kaisers Beichtvater zu sein, und das ist der hochwürdige Pater Emmerich Sinelli.

— Der Kapuziner Guardian, rief der Kaiser lebhaft. Ja wahrlich, Du hast Recht, das ist ein gar gelehrter, frommer und edler Mann, und Du weißt wohl, daß ich ihn von jeher hochgeschätzt habe, denn er ist nicht blos ein grundgelehrter, frommer Mann, sondern er versteht sich auch auf die edlen Künste und weiß das Spinet gar meisterhaft zu schlagen! Ja, Du hast mir da einen guten Rath gegeben, Eusebius, und ich will ihn befolgen. Pater Emmerich Sinelli soll mein Beichtvater werden, und Du sollst ihn mir sogleich hierherholen, auf daß ich mit ihm spreche!

— Kaiserliche Majestät, dabei ist nur Eines zu fürchten. Ich werde gehen, um den Pater zu holen, und beim Herausgehen werden alle Thore der Kaiserburg mir offen stehen. Aber wenn ich wiederkehre —

— Nun, was staunst und zögerst Du, Eusebius? Was wird es denn geben, wenn Du wiederkehrst?

— Weiter nichts, Majestät, als daß ich dann alle Thore der Kaiserburg verschlossen und verriegelt finden werde, und gleich dem edlen Pater Sinelli mit einer langen Nase werde abziehen können.

— Du glaubst das? fragte Leopold ganz erschrocken.

— Ich bin davon überzeugt, Majestät.

Der Kaiser senkte sein Haupt auf seine Brust und stand lange in Gedanken versenkt da. Fürst Lobkowitz schaute in athemloser Spannung ihn an, und sein Herz klopfte so heftig, daß er es auf seinen Lippen fühlte. Dieser Augenblick entscheidet über die Zukunft, sagte er zu sich selbst. Krieg und Frieden hängt an dieser Minute Entscheidung und auf sie wird es ankommen, ob wir Frieden halten mit Frankreich, ob der blutige Krieg hereinbrechen soll über Deutschland. Stehe mir bei, Gott des Friedens, lenke das Herz des Kaisers und —

Der Kaiser hob sein Haupt wieder empor und eine ungewöhnliche Energie leuchtete aus seinen Augen. — Du sollst Dich dieses Mal doch getäuscht haben, Eusebius Lobkowitz, sagte er. Du sollst wohl erkennen müssen, daß ich, nur ich allein der Pförtner

meiner Burg bin. Hier hast Du meinen Siegelring, stecke ihn an Deinen Finger, und wenn Du wiederkehrst, so wirst Du finden, daß, wären die Pforten der Kaiserburg wirklich auch geschlossen, sie aufspringen werden, sobald Du diesen Talisman gegen sie ausstreckst. Oeffne einmal die Thür der Antichambre und heiße den Kapitän der Hatschiergarde, den General Fürst Pio, eintreten.

Fürst Lobkowitz erfüllte den kaiserlichen Befehl und berief den Kapitän in das kaiserliche Kabinet.

— General Fürst Pio, sagte der Kaiser, sich an den jungen Mann in der glänzenden, goldgestickten Uniform wendend, der jetzt auf der Schwelle der Thür erschien, Du siehst hier unsern Chefkriegsrathspräsidenten, den Oberhofmeister Fürsten Wenzel Eusebius Lobkowitz, und siehst an seiner Hand meinen kaiserlichen Siegelring. Er dient ihm als Zeichen, daß er unangemeldet zu mir in mein Kabinet eintreten darf, zu welcher Stunde, wann und mit wem er kommen mag. Ertheile deshalb allen Burgwachen und Hatschieren die nöthige Ordre und sei wohl bedacht, Herr Kapitän meiner Hatschiergarde, daß Jedermänniglich darnach sich zu richten habe.

Der General Fürst Pio beugte, der spanischen Hofetiquette gemäß, vor dem Kaiser das Knie und zog sich dann langsam, in steifer, militärischer Haltung wieder in die Antichambre zurück. Als sich aber die Pforten des kaiserlichen Kabinets geschlossen hatten, blieb er einen Moment sinnend stehen und schien im Geiste die Worte des Kaisers zu erwägen und zu prüfen. Es geht hier etwas vor, sagte er leise zu sich selber. Der Lobkowitz will sicherlich einmal wieder einen Streich gegen die frommen Patres ausführen, und sie und uns Alle zu stürzen suchen. Der Lobkowitz, befahl der Kaiser, soll in mein Kabinet eintreten dürfen, zu welcher Stunde, wann und mit wem er kommen mag! Mit wem! Darin liegt es! Der Lobkowitz will Jemand hierher bringen, welcher gefährlich ist und eigentlich keinen Einlaß finden sollte. Es droht eine Gefahr, und ich muß sie abzuwenden suchen! Ah, der schlaue Fuchs, der Lobkowitz will wieder einmal eine Mine sprengen lassen! Nun da müssen wir wohl eine Contremine graben und dem Fuchse Fallen stellen! Sogleich muß es geschehen!

Und während der Kapitän der Hatschiergarde die große Antichambre durchschritt, aus welcher die

Höflinge sich jetzt sämmtlich zurückgezogen hatten, zog er aus seinem Wams ein kleines Portefeuille, riß ein Blatt Papier heraus und schrieb mit hastiger Hand auf dasselbe einige Zeichen und Buchstaben, die indessen Niemand hätte lesen und verstehen können, welcher nicht den Schlüssel dazu besaß.

Dann schob er das Portefeuille wieder in die Brusttasche seines Wamses, verbarg das Blatt Papier in seiner linken Hand und ging hinaus in die zweite Antichambre, in welcher die vier dienstthuenden Officiere der Hatschiergarde sich befanden.

Mit vollkommen ruhiger und unbefangener Stimme unterrichtete er sie von dem kaiserlichen Befehl und hieß sie allen ausgestellten Posten denselben mittheilen. Sie eilten von dannen, aber eben wie der letzte von den vier Officieren die Thür überschreiten wollte, rief der Kapitän ihn zurück.

— Lieutenant Baron von Reigen, sagte er, wenn Ihr Euren Posten die Ordre gebracht habt, dann bitte ich Euch um eine Dienstleistung.

— Euer Excellenz haben nur zu befehlen und ich gehorche!

— Nehmt dieses Blatt Papier, reitet so rasch Ihr es vermöget, hinaus nach der Favorite und über-

gebet es dem Pater Montecuculi, dem Beichtvater der Kaiserin Eleonora. Eilet Euch!

Der Lieutenant verschwand in der Thür des Corridors und General Fürst Pio trat in die große Antichambre zurück. In demselben Augenblicke that sich in derselben eine kleine Seitenthür auf und das düstere blasse Angesicht des Paters Balthasar Müller erschien in derselben.

Der Fürst hörte leise seinen Namen rufen und eilte zu der halbgeöffneten Seitenthür hin.

— General, flüsterte der Pater, sobald Fürst Lobkowitz die Burg verlassen hat, lasset alle Thüren und Pforten schließen. Es wird sich dazu ein Anlaß finden, denn ohne solchen dürftet Ihr freilich die Pforten nicht schließen.

— Hochehrwürden, während des Tages dürfen die Pforten nur bei Aufruhr und Revolten geschlossen werden!

— Gut dann, General, flüsterte der Pater, in einer Stunde werdet Ihr eine Revolte haben, welche Euch berechtigt, die Pforten der Burg zu schließen und Niemand einzulassen.

— Niemand, Hochehrwürden, außer dem Fürsten Lobkowitz, der mit dem kaiserlichen Ringe versehen

ist. Es geht hier etwas vor, Hochehrwürden, und der Lobkowitz ist wieder einmal thätig. Ich habe deßhalb schon Botschaft an unsere erhabene Gebieterin die Kaiserin Eleonora gesandt.

— Du hast Recht gethan, mein Sohn, sagte der Pater, und ich preise Dich als einen würdigen allgetreuen Ordensbruder. Ich hoffe, die Kaiserin wird Deinen Wink verstehen und selber hieher eilen, und wir werden dann das Weitere verabreden. Die Hauptsache ist, daß der Fürst Lobkowitz wenigstens eine Stunde aufgehalten wird, und dann werde ich sogleich die nöthigen Vorkehrungen treffen. Lebet wohl, Fürst Pio, und habet Acht, die Burgthore so früh als möglich schließen zu lassen.

Die kleine Seitenpforte schloß sich jetzt wieder, und Fürst Pio, der Kapitän der Hatschiere, kehrte wieder auf seinen Posten neben der Thür des kaiserlichen Kabinets zurück.

In diesem Moment ward dieselbe von innen geöffnet, und Fürst Lobkowitz trat auf die Schwelle. Aber bevor er dieselbe überschritt, wandte er sich noch einmal zurück in das Zimmer.

— Gnädigste Majestät, sagte er, ich lege meine

Charge und meinen Kopf zu den Füßen Eurer Majestät nieder, bis zu meiner glücklichen Wiederkehr.

— Sei gewiß, Eusebius, erwiederte der Kaiser, daß Du Kopf und Charge unversehrt bei mir wiederfinden sollst, und daß Niemand Dir Dein Eigenthum gefährden soll. Ich gebe Dir mein kaiserliches Wort darauf!

Fürst Lobkowitz neigte sich, Abschied nehmend, vor seinem kaiserlichen Herrn, und trat dann in die Antichambre hinaus. Den Kapitän der Hatschiergarde beachtete er gar nicht, und obwohl er ihm im Vorübergehen einen ziemlich derben Stoß mit dem Ellbogen gab, hielt er es doch nicht der Mühe werth, irgend ein Wort der Entschuldigung zu sagen, sondern sprang in lustigen Sätzen durch das große Gemach dahin, die Hand, an welcher der kaiserliche Siegelring funkelte, vor sich ausstreckend, und ihn mit schelmischem Lächeln betrachtend.

— Meine Ahnung betrügt mich nicht, murmelte Fürst Pio, als Lobkowitz in die zweite Antichambre eingetreten war. Es geht etwas Wichtiges vor, und dieweilen der Schelm von Lobkowitz so ausnehmend vergnügt war, so ist es gewiß ein Anschlag gegen die frommen Patres, den er vor hat. Gott gebe

nur, daß die Kaiserin Eleonora zu rechter Zeit hieher kommt.

Eben öffnete sich wieder die Thür des kaiserlichen Kabinets, und die beiden Kämmerer vom goldenen Schlüssel traten heraus.

— Befehl Sr. kaiserlichen Majestät, rief der erste von ihnen. Se. Majestät wollen allein und ungestört sein, und es soll Niemand ihm gemeldet, Niemand unangemeldet zu Sr. Majestät einzutreten wagen. Dieser Befehl gilt für Jedermann, Hoch und Niedrig, und nur der Fürst Lobkowitz ist von demselben ausgeschlossen. Sobald der Herr Oberhofmeister kommen, wird er mit Demjenigen, welcher ihn begleitet, in das kaiserliche Kabinet eintreten.

Bald vernahm man von unten her das Heranrollen eines Wagens, der mit donnerndem Geräusch in den innern Burghof einfuhr.

— Das ist die Kaiserin, sagte Fürst Pio zu sich selbst, aber sie kommt zu spät. Wenn jetzt nicht Pater Balthasar durch seinen Aufruhr uns zu Hülfe kommt, so ist Alles verloren!

II.

Die Revolte.

Auf den Straßen Wien's herrschte um diese Stunde eine gar fröhliche und lustige Bewegung. Der reiche Schneidermeister Wenzelius feierte heute seine Vermählung mit der schönen Barbara Augustin, der Tochter des Zunftmeisters von der Böttcher-Innung, des lustigen Meisters Augustin. Diese Heirath hatte schon seit ein Paar Tagen in den Bürgerkreisen Wien's viel von sich reden gemacht, und man erzählte sich, daß die schöne Barbara ganz und gar nicht zufrieden damit sei, die Ehefrau des Herrn Wenzelius zu werden, trotzdem daß er kaiserlicher Hofkleidermacher, ein außerordentlicher und angesehener Herr sei, vor dessen Thür oft eine ganze Reihe vornehmer Equipagen hält, deren Herrschaften gekommen waren, den ausbündig gescheidten Schneider zu bitten, ihnen zu irgend einer Hoffestlichkeit bei der Kaiserin Eleo-

nora die neuen Gewänder anzufertigen. Aber weder diese Ehren und Würden, noch der bekannte große Reichthum des Schneidermeisters Wenzelius, so erzählte man, wären im Stande gewesen, das Herz der schönen Barbara Augustin zu erobern, und sie würde viel lieber irgend einen lustigen hübschen jungen, wenn auch armen Gesellen geheirathet haben, als den magern, kahlköpfigen, sechzigjährigen Wenzelius, dessen dritte Frau sie werden sollte. Indessen als eine gehorsame Tochter hatte sie sich den Befehlen ihres Vaters gefügt, der eines reichen Schwiegersohnes gar dringend benöthigt war, um aus seinen Trübsalen und Schulden sich zu retten und wieder zu einigem Wohlstande zu gelangen.

Barbara hatte also den Vorstellungen und den Befehlen ihres gestrengen Vaters nachgeben und ihre Hand dem reichen Schneidermeister überlassen müssen, und heute sollte die Hochzeitsfeier stattfinden.

Eine glänzende, prachtvolle Hochzeitsfeier. Herr Wenzelius wollte dabei seinen ganzen Reichthum entfalten, wollte vor ganz Wien sich sehen lassen mit seiner Braut, welche ganz Wien kannte als die schöne Barbara Augustin, und vor deren niedrigem armseligen Hause die reichsten und vornehmsten Kavaliere

gewiß die Fensterparade machten und um einen Blick des schönen Mädchens buhlten.

Die ganze ehrwürdige Innung der Schneidermeister war von Herrn Wenzelius zum Hochzeitsfeste geladen, und in der großen Schneiderherberge sollte das festliche Gastmahl 'eingenommen werden, nachdem vorher die feierliche öffentliche Trauung in der Augustinerkirche stattgefunden. Freilich hatte es dem würdigen Zunftmeister und Hofkleidermacher viel Schwierigkeiten gemacht, die Erlaubniß zu dieser öffentlichen Hochzeitsfeier zu erlangen, denn der Magistrat und Rath der Stadt Wien hatte gar mancherlei Bedenken gegen dieselbe vorgebracht. Es waren in der letzten Zeit häufige Streitigkeiten und Raufereien zwischen den Schneidern und den Studenten vorgefallen, und der hochweise Magistrat war daher besorgt, daß die heutige Festlichkeit zu ähnlichen argen Dingen Veranlassung geben möchte; er hatte deßhalb dem Schneider Wenzelius befehlen wollen, den öffentlichen Aufgang nach der Kirche wenigstens zu unterlassen und sich statt zu Fuß in Kutschen und Sänften dahin zu begeben. Aber der stolze und eitle Schneider wollte sein Vorhaben durchaus durchführen, wollte durchaus, daß ganz Wien ihn selber und seine

schöne Braut betrachten und vor allen Dingen das prachtvolle Brautkleid bewundern solle, welches der geschickte Kleiderkünstler eigenhändig für seine Braut angefertigt hatte. Dank seinen hohen Protektionen, hatte er es wirklich erreicht, daß der Magistrat ihm den feierlichen Aufgang gewährt und der Festlichkeit kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt hatte.

Heute also sollte diese große Feierlichkeit vor sich gehen, und in allen Straßen, durch welche der Hochzeitszug gehen mußte, herrschte deßhalb, wie gesagt, eine eigenthümliche Bewegung und Aufregung. Die Leute, welche sich auf den Gassen befanden, blieben stehen und schauten fragend und neugierig umher, die Leute, die in den Häusern verweilten, stürzten an die Fenster, rissen sie klirrend auf und schauten die Gassen hinauf und hinab. Und doch war noch nichts zu sehen, nichts als einzelne Soldaten von der Stadtguardia, welche mit ernsten und feierlichen Mienen die Straßen auf und ab wandelten, die rechte Hand an den Degen gelegt, der im silbernen Colles an ihrer Seite niederhing.

Mittlerweile zeigten sich auch andere Gestalten, jugendliche kräftige Jünglingsgestalten, gar lustig und keck anzuschauen trotz ihrer schwarzen Gewänder.

Aber diese Gewänder hatten einen eigenthümlichen Schnitt und unterschieden sich gar sehr von den schwarzen Gewändern anderer ehrbarer Körperschaften. Die Aermel waren geschlitzt und Puffen von weißem Linnen schauten daraus hervor. Den Hals umschloß ein breiter weißer Hemdkragen, dessen spitze Zacken bis auf die Schultern herniederfielen. Ein kleines Mäntelchen von schwarzem Sammt war mit silbernen Agraffen auf den Achseln befestigt, umgab den Rücken und umflatterte beim geringsten Windeshauch fröhlich und leichtgeschwingt die ganze Gestalt. Ein breiter Ledergurt hielt das Oberkleid zusammen und von demselben hing im schwarzen Lederbehang ein Stoßdegen nieder. Große schwarze Stiefel bis zu den Knien heraufreichend, umgaben das Bein und waren am Hacken mit klirrenden Sporen versehen. Das Haupt zierten kleine schwarze Mützchen mit silbernen Streifen eingefaßt, unter denen das Haar langwallend herniederfiel.

Jedermann kannte diese kecken frischen Jünglingsgestalten, Jedermann hatte Respekt vor den Studenten von Wien. Am meisten Respekt aber hatten vor ihnen die Schneider, mit denen sie in jüngster Zeit manche schlimme Fehde bestanden hat-

ten, und darum war ihr heutiges Erscheinen auf den Gassen gar manchem bedächtigen Bürger ein bedenkliches Zeichen.

Eben kam ein ganzer Trupp dieser Studenten die Bischofsgasse herauf und wollte sie hinab gehen nach der Kärnthnerstraße zu. Aber an der Ecke des Stephans-Platzes trat ihnen eine ganze Schaar Soldaten von der Stadtguardia entgegen und versperrte ihnen den Weg.

Gebt den Weg frei, riefen die beiden vordersten der Studenten, indem sie die Hand an den kurzen Stoßdegen legten.

— Der Weg hier ist heute für Jedermänniglich gesperrt, war die Antwort des Anführers der Stadtguardia. Ihr müsset eine andere Straße wählen zu Euren Wanderungen.

— Und welche Straßen, wenn's Euch beliebt, dürfen wir heute gehen? fragten die Studenten in drohendem Chorus.

Jede Straße, Ihr Herren Studenten, erwiderte der Officier höflich, nur nicht diejenigen, welche von der untern Bäckergasse nach der Augustinerkirche führen, also die Bischofsgasse, die Kärnthnerstraße und die Augustinerstraße hinunter bis zur Kirche.

— Aber das ist just der Weg, den wir gehen wollen, schrieen die vordersten der Studenten, und wir wollen einmal sehen, ob Ihr uns daran verhindern könnt.

Und schon blitzten alle Augen auf im Zorne, und alle Hände griffen nach den Waffen.

In diesem Augenblicke aber sprang aus den hintern Reihen der Studenten ein junger Mann vorwärts, machte sich mit kräftigen Armen eine Bahn durch das Gedränge, welches sich immer mehr verdichtete, und näherte sich den beiden Anführern der Studenten.

— Auf ein Wort Bruder, sagte er, seine Hand auf den Arm des Studenten legend, welcher eben im Begriffe war, den Stoßdegen zu ziehen.

— Laß mich Philipp, rief dieser unwillig. Es ist jetzt nicht Zeit zum Schwatzen, Du siehst es.

— Aber Philipp ließ sich nicht zurückdrängen. Höre nur, Bernhard, nur ein paar Worte! Er neigte sich dichter an das Ohr seines Gefährten. Du wolltest die schöne Barbara entführen, flüsterte er ihm zu.

— Der Student schaute ganz erschrocken und verwirrt in das lächelnde Antlitz des Andern. Woher weißt Du das Philipp?

— Das sage ich Dir ein anderes Mal. Aber jetzt höre! Mache hier keinen Aufstand, sondern gib

nach. Ziehe ruhig mit den Freunden durch andere Straßen dahin nach dem Platz vor der Augustinerkirche. Ich eile indeß in unsere Kneipen, trommle die Brüder heraus, und bescheide sie Alle nach der Augustinerkirche hin. Es wird das ein lustiger Kampf werden, so lustig, daß Niemand Zeit haben wird darauf zu achten, was Du thust.

— Bruder, Du bist ein kapitaler Mensch, sagte Bernhard, ihn mit einem tüchtigen Schlag auf die Schulter liebkosend. Dein Plan ist vortrefflich, und ich nehme ihn an. Hollah, Ihr Brüder, wir wollen dem Sprüchwort gehorchen, welches besagt, daß der Klügste nachgibt! Wir sind die Klügsten, folglich geben wir nach. Unser Weg geht durch die Singerstraße, und dann die Seilerstätte hinunter. Hurrah! Ihr Jungens, es führen alle Wege nach Rom, und alle Wege nach der Augustinerkirche! Hurrah!

— Es führen alle Wege nach Rom und alle Wege nach der Augustinerkirche, brüllten die Studenten. Hurrah! Hurrah!

Und jubelnd und lachend folgten sie ihrem hochgewachsenen, stolzen Anführer, und schwenkten links ab in die Singerstraße, während der Student Philipp heftigen Laufes nach den Studentenkneipen eilte,

indem er mit einem triumphirenden Lächeln vor sich hinmurmelte: Pater Bernhard wird mit mir zufrieden sein. Die Revolte ist da, und just in der Nähe der Burg wird sie zum Ausbruch kommen.

Die Bischofsstraße und der Platz am Stephansdome war jetzt wieder leer, und nur die Soldaten der Stadtguardia gingen auf und ab. Allmälig indessen begann es sich zu beleben. Man hörte von ferne her den Ton lustiger Flöten und Schalmayen dazwischen. Ein ganzer Trupp lachender und schreieender Buben kam die Straße herunter, und brüllte wonnevoll: Sie kommen! Die Schneiderln und der Brautzug kommt!

Und nun öffneten sich alle Fenster, und Kopf an Kopf gelehnt schaueten die Bewohner heraus, aus den Nebenstraßen liefen die Menschen herbei, stellten sich auf den Prellsteinen und den Seitenwegen auf, und Alles schauete mit hochgereckten Hälsen die Bischofsgasse hinauf.

Da! Jetzt sieht man schon die Pfeifer und Geiger, welche dem Zuge vorauf gehen, und ein wunderbares Gequieke und Gekratze aus ihren Instrumenten hervorzaubern. Dann kommen die Fahnenträger, welche mit erhabener Grandezza die schöne

goldgestickte Fahne der Schneiderzunft daher tragen. Hoch flattert sie im Winde, und verleiht dem Zuge ein recht kriegerisches und feierliches Ansehen.

Nun aber kommen hinter den Fahnenträgern die vier Bajazzi in ihren buntscheckigen faltigen Gewändern mit ihren weiten puffigen Hemdsärmeln. Wie wundervoll sie es verstehen, Rad zu schlagen und auf den Händen zu laufen, und mit welchem unauslöschlichem Gelächter und fröhlichem Händeklatschen die Zuschauer den Bajazzi zuschauen, und über ihnen beinahe des Brautpaares vergessen, das hinter den Pfeifern und Spielern und radschlagenden Bajazzi daher kommt.

Schön ist sie, die holde Barbara Augustin, schön und lieblich anzuschauen. Aber wie schön müßte sie erst sein, wenn das Glück ihre Wangen röthete, wie lieblich, wenn ein Lächeln ihren kleinen Mund umspielte!

Doch ihre Wangen sind bleich, und sie lächelt nicht! Trauer ist in ihrem Herzen, und in dem lustigen Hochzeitszuge ist sie die Einzige, welche seufzet, und weit, weit sich fortsehnt aus dem Leichenzuge ihres Glückes.

Sie geht wohl dahin an der Seite des alten

sechzigjährigen Bräutigams, sie muß es wohl dulden, daß seine magere knochige Hand ihre kleine weiße Hand umfaßt hält, muß sich von ihm zur Trauung nach der Augustinerkirche führen lassen, aber ihr Herz gehet nicht mit, viel lieber würde sie in ein Kloster gehen und Nonne werden, als die Ehefrau des Schneidermeisters Wenzelius, wie reich er auch immer sein mag!

Doch die Klarisserinnen würden nicht die Schulden ihres Vaters bezahlen, und im Kloster gäbe es kein Geld für ihren Bruder Augustin, der den ganzen Tag nichts thun mag, als singen und seine Fiedel spielen.

Zuweilen, während schön Barbara dahin schreitet, überkommt sie ein Gefühl unaussprechlicher Angst, und es ist ihr, als müßte sie entfliehen, müßte mit Gewalt sich losreißen von dieser knochigen Hand, welche sie gepackt hält, müßte Schutz suchen in einem dieser Häuser, deren Thüren offen stehen! Aber ach, es wird ihr ja doch nicht gelingen, zu entfliehen! Neben ihr geht der Bräutigam, und hinter ihr der Vater und der Bruder. Sie fühlt auf ihrem Rücken ihres Vaters böse, drohende Augen, welche sie bewachen, und obwohl ihr Bruder hinter ihr auf seiner

Fiedel eine lustige Melodie aufspielt, so weiß sie doch, daß er die Schwester nur im Auge behält, und daß sie ihm am wenigsten entfliehen kann.

Denn er trauet ihr nicht, der Bruder Augustin! Er hat ihr heute morgen erst gedroht: „Wenn Du uns dumme Streiche machst, Barbara, wenn Du etwa gar denkst uns zu entlaufen oder vor dem Altar am End' gar Nein zu sagen, so schlage ich Dich mit meiner Fiedel todt! Verlaß Dich darauf! Ich sah Dich gestern Abend mit dem Altgesellen Heinrich im Garten hinter der Laube stehen, und er hatte Deine Hände gefaßt und drückte sie an sein Herz! Sei fein vernünftig und klug, sonst sage ich's Deinem eifersüchtigen Bräutigam und er läßt den Heinrich von seinen Gesellen zu Tode prügeln. Das glaube sicherlich und darum sei vernünftig und lasse Dir nichts merken, und ich will auch reinen Mund halten, wenn die Frau Schneidermeisterin künftighin recht gut zu ihrem lieben Bruder Augustin ist!"

Daran denkt Barbara, während sie in dem stattlichen Zuge dahin schreitet, und während Alles um sie her jubelt und jauchzet. Denkt auch ein wenig an den Altgesellen Heinrich, und an sein trauriges Gesicht, da er gestern von ihr Abschied nahm, und

an die vielen Thränen, welche sie beide vergossen haben bei diesem letzten Abschied.

— Ach Heinrich, lieb Heinrich! Bin Dir so gut und muß Dich doch verlassen! Möcht' mit Dir darben, mit Dir hungern und dursten, mit Dir arbeiten und plagen, wenn Du nur mein Liebster wärst, wenn ich nur bei Dir sein dürfte!

Sie seufzt es und klagt es in ihrem Herzen, und der Bruder Augustin, der hinter ihr geht, fiedelt eine lustige Melodei dazu, und die Bajazzi vor ihr schlagen so kunstvoll und zierlich Rad, daß die Zuschauer darüber so laut jubeln, daß man das Gequieke und Geschnarre der Pfeifer und Geiger darüber gar nicht hört.

Jetzt hat der Anfang des Zuges schon den Domplatz überschritten, und ist in die Kärnthnerstraße eingetreten. Aber hinter dem Brautpaar, gleich einer langen, schwarzen Riesenschlange, zieht sich der lange Zug der ehrbaren Zunftgenossen des Bräutigams dahin, und jeder der Meister führt seine Frau Liebste im stattlichen, buntscheckigen Hochzeitskleide an der Hand. Das Ende des Zuges hat noch nicht den Domplatz erreicht, als der Anfang schon beinahe am Ende der Kärnthnerstraße angelangt ist.

Die Stadtguardia hat heute wahrlich leichte Arbeit, und es wäre gar nicht nöthig gewesen, so viele Mannschaft auf den Straßen zu postiren und die Alarmsoldaten und die Thorwache patrouilliren zu lassen. Denn es scheint ja, als ob die Studenten heute ganz ehrbarlich und vernünftig seien, und die schöne Hochzeitsfeier des reichen Schneidermeisters nicht beunruhigen wollen.

Einen Moment, in der großen Angst und Kümmerniß ihres Herzens, hat schön Barbara sich der leisen Hoffnung hingegeben, es möchten die Studenten, die geschworenen Feinde der Schneider, die Gelegenheit benützen, um dem Feinde einen bösen Streich zu spielen, und ihnen die Hochzeitsfreude zu vergällen. Ganz leise hat schön Barbara sich die Worte wiederholt, welche der schöne Student, der Bernhard, gestern zu ihr sagte, da er ihr auf dem Roßmarkt mit ihrem Bräutigam begegnete. Schön Barbara, hatte er im Vorbeigehen geflüstert, Du wirst nimmer die Frau des alten Griesbartes, ich leid's nimmer!

Aber ach, nun litt er's doch! Mußt's leiden, wie's ja auch der arme Heinrich leiden muß! Es ist nicht mehr zu ändern, nein, es ist nicht mehr zu ändern!

Da biegt der Zug schon ein in die Augustinergasse. Da drüben, jenseits des Platzes, da liegt sie schon, die fürchterliche Kirche, vor deren Altar sie dem alten Schneider ewige Treue schwören soll.

Aber was ist das? Was bedeutet dieses furchtbare Gedränge vor den Kirchenthüren? Was bedeutet das Heulen und Pfeifen, mit welchem der heranwallende Zug empfangen wird?

Mein Gott, das sind die Studenten, die Feinde der Schneiderzunft! Eine ganze Schaar der fröhlichen, übermüthigen Musensöhne hat sich zu beiden Seiten der Kirchenthüre aufgestellt, und dicht an den Pforten, mit dem blanken Stoßdegen in der Hand, steht Herr Bernhard und schaut mit flammenden Augen und trotzigen Mienen dem Hochzeitszuge entgegen.

— Will er's nicht leiden, daß Barbara den alten Geisbart heirathet? Aber wie kann er es abwehren, wie es verhindern?

Die Trommler und Pauker sind verstimmt, der Zug geräth in's Stocken und die Bajazzo haben aufgehört, ihre lustigen Sprünge zu machen und Rad zu schlagen. Sie stehen aufrecht auf ihren Füßen, machen ganz ernsthafte Gesichter und scheinen nicht

im Mindesten Luſt zu haben, weiter vorwärts zu tänzeln. Auch die Fahnenträger bleiben ſtehen und es iſt, als ob die Fahne ſelber Gefühl hätte für die drohende Gefahr, denn ſie bauſcht und bläht ſich nicht mehr im Winde, ſondern hängt ganz glatt und beſcheiden in Falten an der Stange nieder.

Der Bräutigam iſt bleich geworden, da er die Studenten erblickt hat und auch hinter ihm in dem langen Zuge ſieht man gar manchen ehrſamen Meiſter erblaſſen und unentſchloſſen ſtehen bleiben.

Nur Meiſter Auguſtin und ſein Sohn ſind gar nicht unentſchloſſen. Sie drängen vorwärts, denn ihnen iſt am Meiſten daran gelegen, daß die Trauung ſo bald als möglich vollzogen werde.

Vorwärts, ihr Männer! Vorwärts, Herr Bräutigam, was zögert Ihr denn?

— Mein Gott, ſeht Ihr denn nicht die Studenten da vor den Kirchthüren, fragt Meiſter Wenzelius mit bleicher Miene ſich umwendend nach ſeinem Schwager. Es ſind ihrer wenigſtens an die zweihundert und hört nur, wie ſie ſchreien und pfeifen. Jeſus Maria, jetzt kommen ſie auf uns zugerannt.

Ja, ſie kamen vorwärts gerannt, die Herren Studenten! Gerade dem Hochzeitszuge ſtürmten ſie

entgegen und schnurrten und summten an ihm entlang wie ein aufgeregter Bienenschwarm.

— Guten Morgen, schöne Barbara, ruft Herr Bernhard. Gebt mir Eure Hand, ich will Euer Brautführer sein! Laßt doch los, ehrbarer Greis und Bräutigam! Noch gehört die Hand der schönen Bärbele nicht Euer. Ich will an Euch Vaterstelle vertreten, Ihr Jüngling mit dem weißen Haar!

— Ihr? wer es wagt, meine Schwester zu berühren, der hat's mit mir zu thun, schreit der Fiedler Augustin, indem er vorwärts springt und sich neben seiner Schwester aufstellte.

— Dann hast Du's mit mir zu thun, Fiedler, ruft der Student mit blitzenden Augen und drohender Geberde. Ich wage es, schön Bärbel zu berühren! Fort mit Euch, Ihr altes Todtengerippe!

Mit einem kräftigen Stoß schleudert er den Bräutigam von Barbara's Seite fort und faßt ihre Hand. Da bin ich, Barbara, ich halte Wort, ich —

Ein dröhnender gellender Laut ertönt. Augustin hat in der Wuth mit der Fiedel ausgeholt, und damit nach dem Haupte des kecken Studenten geschlagen. Die Fiedel ist zersprungen und der Kopf dröhnt dem Studenten vom heftigen Schlag, aber die

Antwort bleibt er dem Fiedler nicht schuldig! Holt aus mit starkem Arm und versetzt dem Augustin einen Faustschlag gerade ins Gesicht. Das Blut strömt ihm aus Nase und Mund, er schreit laut auf vor Wuth und stürzt mit geballten Fäusten auf den Studenten los.

— Vorwärts, Brüder, vorwärts! brüllt Bernhard. Alle Bursche rauft!

— Alle Bursche rauft! brüllt der Chor der Studenten und alle Stoßdegen fliegen aus der Scheide, und es hilft den Schneidern nun kein Zittern und kein Zagen mehr. Sie müssen ihre Schneidercourage zusammen nehmen! Sie müssen auch vom Leder ziehen! Müssen mit ihren kleinen Degen sich wehren gegen die Stoßdegen und Schläger der Studenten.

Klirren der Waffen, Wuthgebrüll und Angstgeschrei! Die Weiber jammern und lamentiren und fliehen entsetzt von dannen! Die Männer thäten's gerne auch, aber die Studenten vertreten ihnen den Weg und —

Da tönt lauter Trommelwirbel; eine ganze Kompagnie Soldaten marschirt von der Burgseite her auf den Platz.

— Die Stadtguardia, rufen die Schneider be-

geistert. Kourage, Ihr Bürger, Kourage! Laßt Euch nicht ins Bockshorn jagen! Steht Euren Mann! Kourage, Ihr Schneider, Kourage! Die Stadtguardia ist da! Sie steht uns bei!

Die Stadtguardia marschirt auf. Mit lautem Trommelwirbel, mit geschultertem Gewehr kommen sie heran, gerade los auf ihre Urfeinde, die Studenten!

— Pistolen heraus, schreit Bernhard, und er reißt seine Pistole aus dem Gürtel, aber mit der Linken hält er noch immer schön Bärbele's Hand. Nun fällt der erste Schuß! Ein Schuß aus Versehen natürlich! Aber er gibt doch das Zeichen! Und der Kampf beginnt, der erbitterte Kampf zwischen den Studenten und der Stadtguardia, denen die Schneider sich anschließen.

— Zu Hilfe, Ihr Bürger, schreien die Studenten! Steht uns bei, Ihr Zuschauer und Freunde!

Und es sind da gar viele Zuschauer! Und sie haben gar viele Freunde, die lustigen, übermüthigen Studenten, der lustigen, übermüthigen Stadt Wien!

Eine Schaar kampfbereiter junger Leute sammelt sich neben den Studenten, und ein Glück ist es wohl, daß Jedermann berechtigt ist, Waffen zu tragen,

denn wie sollte man sich sonst wehren können gegen die Stadtguardia und die Schneider.

Aber jetzt, mit den Waffen in der Hand wehrt man sich, greift man an! Leute aus dem Volke, Bürger, Studenten auf der einen Seite. Die Stadtguardia und die Schneider auf der andern Seite.

Die Revolte ist da! Der Aufruhr ist in vollem Gange!

III.

Der Sieger.

Der Aufruhr war in vollem Gange! Aber noch war er nicht bis zu dem Burgplatz vorgedrungen, und nur von fernher vernahm man dort wie Meeresrauschen das wilde Getose und Geheul des Volkes.

Fürst Pio stand droben am Fenster der Antichambre und horchte mit gespanntem Ohr auf das ferne Getöse, und hoffte immer vergeblich noch auf das Heranbrausen des Stromes.

Eine Stunde war fast vergangen, seit Fürst Lobkowitz die Burg verlassen! Er konnte zurückkommen, in jeder Minute zurückkommen, und dann war Alles verloren, dann konnte Niemand ihm den Eintritt beim Kaiser verwehren! Die Burgthore standen immer noch offen, es war immer noch keine Veranlassung, sie zu schließen.

Die Revolte! Jesus Maria, wenn nur erst die Revolte ihre Sturmfluthen heranpeitschte an die Mauern des Schlosses, damit man sich vor ihnen schützen dürfte!

Kaiser Leopold vernahm nichts von diesen Stimmen des Aufruhrs, welche zu der Burg hinübertönten. Er saß vor seinem Spinet und war ganz damit beschäftigt, ein frommes geistliches Lied zu komponiren.

Einst vor langen Jahren hatte er selber dieses Lied gedichtet. Es war damals aus seinem Herzen emporgestiegen, wie das Schneeglöcklein aus der kalten winterlichen Flur; ein weißes Blümchen ohne Farbe und ohne Duft. Kalt war es damals um ihn her gewesen und in ihm. Einsam hatte er sich gefühlt unter der ganzen Menschheit damals, wie jetzt. So hatte es damals aus seinem Herzen hervorgeschrieen: „Und fühlst Du Dich allein hienieden, So wend' zu Gott den Blick empor, Dann schwebt hernieder Dir der Frieden, Und Engelslieder hört Dein Ohr!"

Damals, als er diese Strophen gedichtet, war der Kaisersſohn dazu bestimmt gewesen, der Kirche anzugehören und Geistlicher zu werden. Dem älteren

Bruder Leopold Wilhelm war die Thronfolge, dem jüngeren Bruder die Stola bestimmt gewesen. Er hatte verzichtet gehabt auf all den Glanz der Welt, auf alle Erdengrößen. Die Bücher waren seine einzigen Freunde, die Kirche sein Palast und sein Thron gewesen.

Dann hatte der Tod des Bruders ihn hervorgerufen aus seiner einsamen Klause und aus dem Geistlichen war ein kaiserlicher Kronprinz geworden! Diejenigen, welche sonst stolz und hochmüthig an ihm vorübergegangen waren, hatten sich jetzt tief in den Staub gebeugt, und diejenigen, welche ihn sonst geringschätzten, hatten ihm geschmeichelt.

Das hatte sein Gemüth verschüchtert, das hatte ihn noch einsamer gemacht auf dem Kaiserthron, als er einstens gewesen in der stillen Klause.

„Und fühlst Du Dich allein hienieden, So wend' zu Gott den Blick empor, Dann schwebt hernieder Dir der Frieden, Und Engelslieder hört Dein Ohr!"

Er denkt daran, der Kaiser Leopoldus, sagt's still in seinem Innern, und ganz von selbst finden seine Finger auf dem Spinet die Melodie, welche seine Seele singt.

Es war ein schöner Moment, ein seltner Mo-

ment in Leopold's Leben! Er fühlte sich in dieser Stunde wie entlastet von allen Sorgen, wie abgelöst von seiner ganzen Vergangenheit! Eine neue Zukunft that sich vor ihm auf, und er fühlte es auf einmal, daß er lange in Fesseln und in Banden gewesen, daß er keinen Willen, keine Macht gehabt, daß er, der Kaiser, doch nur der abhängige Diener, das willenlose Werkzeug gewesen!

Aber, das soll nun anders werden, alles anders! Gelöst sind die Fesseln, abgestreift die Bande! Lobkowitz hat ihn befreit! Lobkowitz hat ihm die falschen, die eigennützigen Freunde in ihrer wahren Gestalt gezeigt, er hat sie erkennen müssen in ihrem Egoismus, ihrer Bosheit! Sie haben kein Mitleid gehabt mit seiner Einsamkeit, seiner Langenweile, sie haben es durchaus verhindern wollen, daß er sich vermähle. Eine Gemahlin konnte ihnen gefährlich werden. Der arme einsame Kaiser hätte sie vielleicht lieben, sie hätte Einfluß auf ihn gewinnen können! O grausam, grausam, daß sie ihm nicht gestatten wollten, glücklich zu sein! Aber Lobkowitz, das ist ein treuer Freund! Er will nichts als das Glück seines Kaisers, er erräth die geheimsten Gedanken seiner Seele, aus seinen Blicken, und

setzet sein Leben daran, um seinen Kaiser glücklich zu machen!

Seine Feinde, die er doch so lange für seine Freunde gehalten, wollten ihn verhindern, sich zu vermählen, damit das Haus Spanien wieder den deutschen Kaiserthron und die österreichische Erbschaft erhalte. Die deutsche Linie der Habsburger sollte aussterben, damit die spanische die Nachfolge habe.

O schändlich, höchst schändlich und hochverrätherisch! Wie haßte er sie, die falschen Freunde, wie froh und zufrieden war er, daß er sich von ihnen erlöst hatte, daß er nun frei, daß er nun der unabhängige, gebietende Kaiser war!

Es war ein solches Freudengefühl in ihm, eine solche Lebenslust, daß sie in seine Finger hineinströmte und sie beseelte, daß sie wie von selbst mit rauschender Musik über die Tasten hinfuhren und einen frohen, heiteren Siegesmarsch entlockten.

Das Spinet hatte vielleicht noch niemals solche heitere, lustige Weisen erklingen lassen, war noch niemals von seinem Kaiser und Herrn mit so kräftiger, energischer Hand berührt worden. Es klang und rauschte in vollen Tönen!

Es klang und rauschte so machtvoll und so laut, daß der Kaiser dieses leise knarrende Geräusch, welches sich jetzt am äußersten Ende des Kabinets hören ließ, gar nicht vernahm.

Er hatte überdieß den Rücken jener Wand zugekehrt, er sah's auch nicht, wie dort das lebensgroße Bild Kaiser Ferdinandus, seines in Gott ruhenden Herrn Vaters, plötzlich zu bewegen begann, leise, langsam sich verschob, sich wie eine Thüre auf den Angeln drehte. Sah's auch nicht, wie hinter dem vorgeschobenen Bilde mit leisem, behutsamen Schritte der Pater Balthasar Müller in das Kabinet eintrat, dann sorgsam das Bild wieder in die Wand drückte, und nun horchend und beachtend neben demselben stehen blieb.

Der Kaiser spielte noch immer; aber allmälig war er doch wieder aus den frohen, heitern Melodien in die ernsteren kirchlichen Weisen übergegangen, und es war vielleicht ein Dankgebet über seine Befreiung und Entlastung, welches jetzt aus dem Spinet und aus seinem Herzen hervorklang. Ja, ein Dankgebet an die heilige Jungfrau Maria, der keuschen, reinen Gattenliebe hochhimmlische Beschützerin. Es blühte aus seinem Herzen hervor,

und die Töne genügten ihm nicht allein, er mußte dazu singen, mußte Worte haben für sein Gefühl!

Und mit lauter kräftiger Stimme begann der Kaiser zu singen: O sanctissima.

— O piissima! tönte es hinter ihm.

Der Kaiser schrak so heftig zusammen, daß seine Hände das Spinet schlugen und ihm wilde, kreischende Töne entlockten. Da sprang er auf und schaute mit einem Ausdrucke staunenden Entsetzens hinter sich.

Da, in der Mitte des Gemaches, da kniete Pater Balthasar, und mit gefalteten Händen, das verzückte Antlitz zum Himmel erhoben, sang er: dulcis virgo Maria! Mater amata, intemerata!

— Ora pro nobis, fiel Kaiser Leopoldus ganz überwältigt von dem plötzlichen, wunderähnlichen Erscheinen seines Beichtvaters mit lauter Stimme ein.

— Ora pro nobis, wiederholten sie Beide in einstimmigem Sange, mit gefalteten Händen, mit frommem Augenaufschlag.

Dann, nach einer kurzen, feierlichen Pause erhob sich Pater Balthasar von seinen Knieen und näherte sich leisen, unhörbaren Schrittes dem Kaiser,

welcher scheu und fast ängstlich ein wenig vor ihm zurücktrat.

— Ihr seid es, Hochehrwürden, fragte er mit unsicherer Stimme, Ihr seid es wirklich! Aber wie ist es möglich? Wie seid Ihr nur hereingekommen, da doch meine Thür verschlossen ist.

— Und da Euer Majestät doch dem Kapitain der Hatschiergarde geboten hatten, Niemanden einzulassen, erwiederte der Pater vorwurfsvoll. Fraget mich nicht, Majestät, wie ich hieher gekommen, denn wahrlich, ich weiß es selber nicht und kann nicht Rechenschaft darüber geben. Ich weiß nur, daß ich auf dem gewöhnlichen Wege zu Euch eintreten wollte, weil ich Euer Majestät in dringenden und hochwichtigen Sachen meine Aufwartung zu machen hatte. Aber Fürst Pio schreckte mich gerade vor der Thüre und wehrte mir den Eingang. So ging ich denn trauervollen und zerknirschten Herzens in mein Gemach zurück, warf mich auf meine Knie nieder und betete recht inbrünstiglich zu Gott und der heiligen Jungfrau. Und es kam wie eine Verzückung über mich und ich sah, wie die Wand sich öffnete und die heilige Jungfrau erschien vor mir in wunderbarer Gloria. Sie winkte mir

und ich erhob mich und wandelte, wie im Traume, wie der Erde entrückt. Wußte nicht einmal, wohin ich wandelte, folgte immer nur dem himmlischen Gesang, der mich mit der Musik der Sphären umrauschte und mich weiter lockte, immer weiter. Meine ganze Seele war Gebet und Musik und endlich hingerissen von Begeisterung und Entzücken mußte ich meine Lippen aufthun und singen; da auf einmal weckte eine erhabene Stimme mich aus meiner Verzückung und der Geist kehrte wieder zur Erde und das irdische Auge sah wieder. Da lag ich zu meinem eigenen Erstaunen auf meinen Knieen hier inmitten Eures Kabinets und die Stimme meines erhabenen Kaisers war es, die mich in die Wirklichkeit, in das Leben zurück gerufen hatte.

— Nicht die Stimme Eures Kaisers, sondern Eures demüthigen und zerknirschten Beichtkindes, sagte der Kaiser, sich fromm bekreuzigend; Gott ist sehr gnädig und erbarmungsvoll gegen mich, und läßt ein Wunder geschehen, um mich zu sich zu rufen, damit ich auf seinen Wegen wandeln soll. Der Name des Herrn sei gelobt!

— In Ewigkeit, erwiederte Pater Balthasar, demüthig sein Haupt neigend.

Eine Pause trat ein. Der Kaiser schaute verwirrt und ängstlich auf den Pater, als wolle er in seinen Mienen lesen, ob er wisse, was sich hier begeben und welche Verabredungen er mit Fürst Lobkowitz getroffen habe. Aber das Angesicht Pater Balthasar's hatte seinen gewöhnlichen sanften, freundlichen und milden Ausdruck und kein Zug in demselben verrieth irgend Groll oder Aufregung.

— Sagtet Ihr nicht, Hochehrwürden, begann Leopold nach einer Pause, sagtet Ihr nicht, Ihr hättet in dringenden und hochwichtigen Angelegenheiten zu mir kommen wollen?

— Ich erlaubte mir dieses zu sagen, Majestät. Ich nannte die Angelegenheit wichtig, weil sie Ew. Majestät betrifft, Ew. Majestät, dem alle meine Gebete und Gedanken zugewandt sind, und dem ich anjetzo mein ganzes Herz und meine inwendigsten Gedanken zu Füßen legen will.

— Ehrwürdiger Vater, Ihr sehet mich in der größten Spannung und Erwartung, rief Leopold. Sprechet also, und ich werde mit andächtigen Ohren Euch zuhören!

— Majestät, sagte Pater Balthasar mit leiser, trauriger Stimme, ich hatte seit Wochen gehofft,

daß mein geliebter kaiserlicher Sohn in Christo mir in der heiligen Beichte ein Geheimniß seines Herzens anvertrauen, daß er mich würdigen möchte, sich mit mir zu berathen über hochwichtige Bestimmungen und Entscheidungen. Aber ich wartete zu meiner tiefsten Trauer vergeblich.

— Ich verstehe Euch nicht, rief der Kaiser ganz verwirrt, und heimlich sagte er zu sich selber: Er weiß Alles! Die heilige Jungfrau hat ihm Alles offenbart! Er weiß, daß ich ein Abtrünniger, ein Treuloser bin!

— Majestät, Ihr werdet mich sogleich verstehen, fuhr Pater Balthasar fort. Ich trauerte, weil ich einsah, daß Euer Gemüth immer noch so krank und kummervoll, daß Ihr gar nicht an diejenigen Dinge dachtet, von denen ich wünschte, daß Ihr Euch mit mir über dieselben berathen möchtet. Ich trauerte, weil Ihr wahrlich für diese irdische Welt ein viel zu edles, erhabenes Wesen seid, dem gar kein irdisches Gelüste und kein irdischer Wunsch die Klarheit der himmlischen Seele verdüstert. Aber, mein geliebtester Kaiser und Herr, Ihr wandelt doch nun einmal auf Erden und müsset deßhalb auch den irdischen Anforderungen genügen, welche die Welt,

welche Euer Volk an Euch macht! Majestät, es liegt mir die schwere, aber heilige Pflicht ob, endlich die Lippen zu öffnen und meinen Kaiser aufzuschrecken aus der trauervollen Betrachtung der Vergangenheit und ihn zu ermahnen, daß vor ihm eine Zukunft liegt, für welche Se. Majestät zu sorgen hat. Majestät, vergebet mir also, was ich zu sagen habe. Ich rufe Euch zu, mein kaiserliches Beichtkind: Erhebet Euch aus Eurer Trauer, kaiserlicher Wittwer, und seid wieder ein Mann! Weinet nicht mehr um die verstorbene Gemahlin, sondern machet Euch vertraut mit dem Gedanken, ihr eine Nachfolgerin zu geben. Majestät, ich habe meinem erhabenen Beichtkinde drei Monate der Trauer und des Grames gegönnt, aber anjetzo muß ich Euch erwecken und Euch mahnen an die Pflicht, welche Ihr gegen Euch selber, gegen Euer Haus und Euer Volk zu nehmen habt. Majestät, Ihr müsset Euch wieder vermählen!

— Ich muß mich wieder vermählen, rief Leopold freudig. Das ist Eure Meinung? Und bloß um mir dies zu sagen, seid Ihr hiehergekommen, ehrwürdiger Vater?

— Majestät, die heilige Jungfrau ist es, welche

mich hiehergeführt hat, Euch dies zu sagen, Euch zu mahnen an die Pflicht des Kaisers, seinem Hause einen Nachfolger, seinem Volke einen Thronerben zu geben!

— Ach, Pater Balthasar, rief der Kaiser tief bewegt, ich bin ein Sünder, ein jammervoller, zerknirschter Sünder. Auf meinen Knieen will ich Euch beschwören, vergebet mir! Geht nicht in's Gericht mit mir! Uebt Gnade an mir, dem zerknirschten, reuigen Sünder!

Und der Kaiser warf sich in höchster Aufregung auf seine Kniee nieder, und hob seine gefalteten Hände zu dem Pater auf.

— Mein Vater, mein edler, großmüthiger Vater, fuhr er fort, ich habe Euch verkannt, ich habe mich an Euch versündigt, in meinen Gedanken und —

— Still, mein Sohn, still, unterbrach ihn der Pater mit sanfter Würde, klage Dich nicht weiter an, und beschuldige Dich nicht! Es kommt der Teufel zuweilen und schleicht sich in das Herz der Menschen ein und versucht sie in ihren Gedanken. Aber dieses ist ein Mysterium, welches mein kaiserlicher Sohn nur Gott zu offenbaren hat, und

welches keines Menschen Ohr vernehmen darf, denn —

Ein lautes Klopfen an der Thüre der großen Antichambre unterbrach den Pater und eine Stimme rief: Majestät, ich flehe Euch an! Habet die Gnade, mich zu Euch eintreten zu lassen!

— Es ist die Kaiserin, murmelte Leopold ganz erschrocken, indem er sich von seinen Knieen erhob.

— Es ist Eure edle kaiserliche Mutter, sagte der Pater feierlich. Majestät, wollet Ihr der edlen erhabenen Mutter den Eintritt zu ihrem angebeteten Sohn verweigern?

— Nein, nein, rief der Kaiser verwirrt. Habet die Güte, schiebet den Riegel zurück.

Pater Balthasar folgte dem Befehl und beeilte sich, die Thüre zu öffnen. Eine hohe Dame in prachtvoller spanischer Toilette, reich geschmückt mit Goldspangen und Juwelen, trat ein und eilte mit ausgebreiteten Armen dem Kaiser entgegen.

— Mein Sohn und Kaiser, rief sie, Leopold zärtlich umarmend, wie glückselig bin ich, Euch wohlbehalten und ruhig zu sehen! Mein Herz litt gar große Angst und Sorge um Euch und ich

konnte mich deßhalb nicht von Eurer Thür zurückweisen lassen! Ich mußte Euch sehen!

— Was gibt es denn? fragte Leopold verwundert und warum hat sich denn meine gnädigste Frau Mutter um mich geängstigt!

— Mein Gott, das war ja ganz natürlich, Majestät! Ich glaubte, Ihr wäret noch auf Eurer gewöhnlichen Morgenspazierfahrt begriffen und es wäre Euch eben so schlimm ergangen, wie es mir erging!

— Ihr erschreckt mich, gnädigste Frau Mutter, rief Leopold. Wie ist es denn Euer Liebden ergangen?

— Nun, ich habe nicht vorwärts gekonnt, ich habe ganz einfach, da ich von der Favorite zu Euch herfuhr, meinen Wagen wieder müssen umlenken lassen, bin über die Glacis gefahren und mit höchster Noth in ein Hinterpförtlein der Burg hineingeschlüpft, weil alle anderen Zugänge zur Burg versperrt und ganz unmöglich zu passiren sind.

— Was gibt es denn? Was geschieht denn? fragte der Kaiser. In demselben Momente aber ertönte von der Straße herauf fürchterliches Geschrei und heftiges Gewehrfeuer.

— Majestät, rief die Kaiserin lächelnd, da habt Ihr die Antwort! Es gibt einmal wieder einen Straßenkrawall und die ehrsame Stadtguardia hat einmal wieder ein Scharmützel mit den Studenten, wie ich glaube. Ich sah die jungen Herren in den schwarzen Mäntelchen überall auf den Straßen rennen, und ihr „Bursche raus" und „Bursche raus!" ertönte aller Orten. Doch, was kümmern wir uns um solche Dinge, Majestät. Möge die Stadtguardia und das Militär zusehen, wie man mit den übermüthigen Burschen fertig wird und ihnen Raison beibringt! Da Ew. Majestät nicht von dem Krawall molestirt werden und keine Hindernisse für Eure Spazierfahrt daraus erwachsen sind, so geht es uns weiter nichts an, was sich da unten auf den Straßen begibt.

Es ist indessen doch ein übles Ding mit den Studenten, sagte der Kaiser kopfschüttelnd, und es wäre wohl an der Zeit, den Raufbolden ein für alle Mal das Handwerk zu legen. Vordem war es ein immerwährendes Zanken und Hadern und Katzbalgen mit den Juden, und anjetzo, da Wir vor drei Jahren die Juden aus Wien und aus allen Landen ob der Enns vertrieben und ausgewiesen

haben, anjetzo fangen die übermüthigen Studenten mit der Stadtguardia und den Schneidern ihre Raufereien an!

— Sie sind eben jung und übermüthig, sagte die Kaiserin lächelnd. Die Jugend hat einmal das Vorrecht, übermüthig zu sein, und muß sich austoben dürfen. Majestät, ich bitte schon im Voraus um Gnade für die Studenten! Ihr wißt es, ich liebe die Jugend, denn sie ist die Poesie des Lebens, und ich halte dafür, daß es der Menschen höchste und köstlichste Aufgabe ist, sich diese Poesie im Herzen zu bewahren, wenngleich sie auch von unserem Antlitze hat retiriren müssen. Zürnet mir deshalb nicht, ehrwürdiger Pater Balthasar, fuhr die Kaiserin Eleonora fort, indem sie sich mit einem reizenden Lächeln zu dem Pater wandte. Nennet mich deßhalb nicht ein verlorenes Weltkind! Ich gebe Gott die Ehre, aber auch der schönen Welt, welche Er geschaffen hat.

— Und Ew. Majestät thun wohl daran, sagte Pater Balthasar, sich tief verneigend. Ich preise die Worte Eurer Majestät, denn sie passen recht zu dem Thema, welches ich eben mit Seiner Majestät besprach.

— Darf man wissen, welches dieses Thema war? fragte die Kaiserin lebhaft. Erlaubt es Eure Majestät?

— Meine gnädigste Frau Mutter, erwiederte Leopold verlegen, ich weiß indessen nicht, ob Eure Gnaden damit einverstanden sind. Pater Balthasar ist der Meinung, daß ich —, daß es nothwendig wäre, daß —

— Daß Eure Majestät sich wieder vermählen, ergänzte der Pater, als der Kaiser verlegen stockte.

— Oh, rief die Kaiserin mit aufstrahlendem Angesicht, hat er es endlich gewagt, das entscheidende Wort zu sprechen? Gesegnet möget Ihr sein, ehrwürdiger Vater, für dieses Wort! Gestehet nur aber anjetzo, daß ich seit Wochen in Euch gedrungen bin, daß ich Euch immer wiederholt habe: Ihr müßt meinen vielgeliebten kaiserlichen Sohn aus seinem Trübsinn wecken. An Euch ist es, ihn zu gemahnen, daß der Kaiser sich aufraffe aus seinem Schmerz, die Trauer um die verstorbene Gemahlin hinter sich werfe und eine zweite schöne junge Gemahlin an seine Seite rufe.

— Ihr habt das gesagt, meine allergnädigste Frau Mutter? rief der Kaiser. Ihr habt also

nichts dagegen einzuwenden, daß ich mich wieder vermähle?

— Mein Sohn, sagte die Kaiserin, indem sie ihre schmale, von Brillantringen funkelnde Hand auf die Schulter des Kaisers legte und mit ihren großen schwarzen Augen ihn liebevoll und zärtlich anschaute, mein Sohn, ich habe mit Dir geweint um Deine erste Gemahlin und ich werde mit Dir froh und glücklich sein, wenn Du eine zweite Gemahlin an der Seite hast, und vor allen Dingen, wenn Du sie lieben kannst. Denn die Liebe ist die Sonne Gottes, und um ihn recht zu verehren und ganz zu erkennen, bedarf es der heißen, glühenden Liebe! Möge Gott und die Jungfrau Maria meinem kaiserlichen Sohne beistehen, auf daß er eine Gemahlin finde und erwähle, welche nicht blos seinem Throne eine Kaiserin, sondern seinem Herzen auch ein geliebtes Weib sei.

— Majestät, meine gnädigste Frau Mutter, rief der Kaiser mit Thränen in den Augen, ich bitte Euch um eine Gnade!

— Mein Sohn, Du allein bist es, welcher Gnaden auszutheilen hat, denn Du bist der Herr und der Kaiser, und wir Alle müssen gehorchen in

Demuth und Unterwürfigkeit. So sage mir denn, was Du mir befehlen willst, und ich werde freudig gehorchen!

— Erlaubet, gnädigste Frau Mutter, daß ich Eure Hand küssen darf, und mich vor Euch neigen darf in Demuth und Verehrung!

Und der Kaiser näherte sich seiner edlen, und immer noch schönen Stiefmutter, um ihre Hand zu fassen. Sie aber schlang ihre beiden Arme um seinen Nacken, und drückte einen langen herzlichen Kuß auf seine Lippen.

— Da hast Du einen Kuß, Leopoldus, mein Vielgeliebter, sagte sie lachend, und möge Eure kaiserliche Majestät mir vergeben, wenn dieser Kuß gegen die Etiquette verstoßen hat. Aber anjetzo, Majestät, will ich euch doch beweisen, daß ich mich schon seit längerer Zeit nicht blos in Worten, sondern auch mit Thaten um Eure Vermählung bemüht habe. Errathet einmal, Majestät, weswegen ich mir heute Morgen die Ehre geben wollte, Euer Majestät meinen Besuch zu machen? Ich wollte Euer Majestät dieses Kästchen überreichen. Wollet Ihr einmal rathen, was in dem Kästchen enthalten ist?

— Gewiß ein kostbares Stück für meine Rari-

tätensammlung, rief der Kaiser mit freudiger Ungeduld, indem er nach dem Kästchen seine Hand ausstreckte.

— Nein, sagte Kaiserin Eleonora lächelnd und gravitätisch zugleich, nein, es ist in diesem Kästchen keine alte Rarität, sondern es befindet sich darin, so Gott und die heilige Jungfrau es gestatten, die zukünftige Gemahlin meines Kaisers.

— Meine zukünftige Gemahlin, wiederholte der Kaiser, und ein unwillkürliches Lächeln glitt über sein Angesicht hin. Lasset mich doch sehen, meine gnädigste Frau Mutter!

— Sehet also, Majestät, rief die Kaiserin, indem sie das Kästchen öffnete. Hier sind die Portraits einiger heirathsfähigen jungen Prinzessinnen, die ich mir habe anfertigen lassen, um sie Euer Majestät vorzulegen. Indeß sage ich Euch zum Voraus, daß ich noch einige andere Portraits erwarte und daß Ihr daher Euch nicht übereilen dürft mit Eurer Wahl. Denn für meinen Kaiser müssen wir die liebreizendste, die schönste, jüngste, klügste und frommste Prinzessin der ganzen Welt ausfindig machen, damit er in ihrem Besitze es lerne, ein glücklicher und froher Mann zu sein. Nicht wahr,

ehrwürdiger Vater, es ist keine Sünde, Solches zu wünschen und Gott zu bitten um ein wenig Erdenglück für unseren geliebten Kaiser?

— Im Gegentheile, Majestät, es wäre Sünde, Solches nicht zu wünschen, erwiederte Pater Balthasar.

Der Kaiser hörte nicht auf sie, er war ganz vertieft im Anschauen der Miniatur-Portraits, welche die Kaiserin für ihn gesammelt hatte.

Drunten vor der Augustinerkirche hatte der Krawall indessen einen immer ernsteren, immer gefährlicheren Charakter angenommen. Die Gemüther hatten sich immer mehr erhitzt und aus dem Krawall war ein blutiges Gefecht geworden. Zwei wüthende, erboste Parteien standen einander gegenüber, zornentbrannt, rachedürstend. Die Stadtguardia wollte endlich ihre Revanche nehmen für die unaufhörlichen Beunruhigungen und Quälereien der Studenten, welche sie zwangen, immer auf dem Posten zu bleiben und Tag und Nacht in Wehr und Waffen zu sein. Die Schneider, von der bewaffneten Macht unterstützt und geschützt, glühten vor Verlangen, für die vielen Beleidigungen und Neckereien der Studenten sich zu rächen und Genug-

thuung zu erlangen für jahrelange Aergerniſſe und Demüthigungen.

— Rache alſo jetzt! Rache für die viel geplagte, oft beleidigte Schneiderzunft! Kein Zurückweichen! Kein Nachgeben! Heran, Ihr Bürger, alle heran! Die Waffen erhoben! Tapfer drauf! Wir müſſen in die Kirche hinein! Sie ſollen uns nicht den Weg verſperren!

Und von dieſem muthigen Aufrufe des tapfern Auguſtin angefeuert drangen die Schneider mit ungeheurem Geſchrei vorwärts. Aber mit lautem Wuthgebrüll der Studenten und des Volkes, das ſich um ſie geſchaart hatte, wurden ſie immer wieder zurückgetrieben und immer größer, immer wüthender ward der Kampf. Er beſchränkte ſich jetzt nicht mehr auf den Platz vor der Kirche, er ſchwoll und rauſchte hinein in alle umliegenden Straßen und Plätze, warf ſeine Sturmfluthen ſogar bis in die Nähe der Kaiſerburg! Vergebens, daß die frommen Väter vom Orden Jeſu ſich ſelber hineinwagten in das wüthende Kampfſpiel und zu beſchwichtigen, zu vermitteln ſuchten. Die Revolte nahm einen immer großartigeren, gefährlicheren Charakter an. In alle Vorſtädte waren die frommen

Patres gegangen und hatten den Leuten auf den Gassen erzählt, daß eben in der innern Stadt wieder ein hitziges Gefecht zwischen den Schneidern und den Studenten stattfinde, und hatten mit frommen Worten die Leute ermahnt, fein ruhig und friedlich daheim zu bleiben und sich nicht aus Neugierde verleiten zu lassen, in die Stadt zu laufen und dem hitzigen Kampfe beizuwohnen. Sie hatten es wohl versprochen, aber kaum waren die frommen Patres weiter gegangen, so schlüpften die Leute in ihre Häuser, nahmen ihre Waffen zur Hand und eilten frohmüthig, als ginge es zum lustigen Tanze, nach der Stadt, um auch ihren Theil zu haben an dem Kampfe der Studenten mit den Schneiderln.

Ungeheure Menschenströme wälzten sich jetzt von dem Platze vor der Augustinerkirche weiterhin der Kaiserburg zu. Mit Wuthgebrüll, mit zornigem Geschrei setzten die erhitzten Kämpfer selbst vor der Burg den blutigen Streit fort, rollten sich im muthigen Kampfspiel immer näher an die Kaiserburg heran, ja einzelne Streiter hatten sich, um Platz zu gewinnen, zu ihrem Zweikampfe sogar schon bis in das große Auffahrtthor der Burg herein gewagt.

Fürst Pio hatte von einem Fenster der Burg aus mit aufmerksamem Auge das heranbrausende Unwetter des Volkskampfes genau beobachtet. Jetzt, da die Kämpfer es wagten, den Burgfrieden zu verletzen, jetzt war der Moment der Entscheidung gekommen. Die Revolte war da, die Burgthore mußten geschlossen werden.

Die Hatschiergarde rückte auf Befehl des Kapitäns vor, um den innern Burghof von den frechen Eindringlingen zu säubern und dann, auf das laute Kommandowort des Fürsten Pio, schlossen sie rings um die Burg, die Pforten und Gitter.

Fürst Pio begab sich wieder hinauf in die Antichambre, und ein triumphirendes Lächeln umspielte seine Lippen. Wenn jetzt der Fürst Lobkowitz kommt, sagte er, wird er doch immerhin noch einige Zeit warten müssen, bis er Einlaß erhält. Denn man wird mich erst herbeiholen müssen, da ohne meine persönliche Rekognoscirung Niemand in die Burg eingelassen wird. Es scheint also, wir haben die Partie gewonnen. Der Pater und die Kaiserin sind drin in der Burg und der Feind ist immer noch draußen, und wird auch nicht ohne Schwierigkeiten hineingelangen, dafür stehe ich!

Inzwischen war der Platz vor der Augustinerkirche doch immer noch der Mittelpunkt des Kampfes geblieben.

Meister Wenzelius war längst schon seiner Jungfer Braut von der Seite gerissen. Aber ihr Vater und ihr Bruder Augustin hielten sich immer noch neben ihr, hatten Jeder mit kräftiger Hand einen ihrer Arme gepackt, und drängten sie vorwärts, immer näher heran nach der Kirche. Die Pforten derselben waren immer noch geöffnet, und drinnen vor dem Altar brannten immer noch die hohen Wachskerzen und beleuchteten die Blumen und die Kränze, mit welchen Meister Wenzelius den Platz vor dem Altar hatte schmücken lassen. Der Pater, welcher die Trauung verrichten sollte, hatte sich mit den Meßnern in die Sakristei zurückgezogen, die beiden Chorknaben in den weißen Gewändern, mit rothen Ueberwürfen, lehnten zu beiden Seiten des Altars, und schwenkten zuweilen in träger Ruhe die Weihekessel. Eine bläuliche Rauchwolke stieg dann aus ihnen hervor und wirbelte sich durch die hohe Wölbung der Kirche. Ein seltsamer Kontrast! Hier drinnen in der Kirche Alles lautlos und

still in feierlicher Ruhe, und da draußen Alles Bewegung, Geschrei und Unruhe.

Nur unfern dem Altare, hinter einem der schwarzen geschnitzten Beichtstühle, lehnte noch eine menschliche Gestalt, dicht zusammengekauert, sorgsam bemüht, nicht gesehen zu werden, und selber doch Alles zu sehen, was etwa durch die offenen Thüren von der Straße herein in die Kirche kommen mußte. Es war Meister Wenzelius, welcher hier in der Kirche ein Asyl gesucht hatte gegen seine ergrimmten Feinde. Gleich beim Beginn des Kampfes hatte er die Flucht ergriffen, unbekümmert um seine Braut hatte er nur daran gedacht, seine eigene werthe Person in Sicherheit zu bringen, es seinem Schwager und Schwiegervater überlassend, Barbara zu schützen.

— Versteckt Euch, hatte Augustin ihm zugeflüstert: Sucht in die Kirche zu kommen. Ich bringe Euch die Barbara dahin, und während sie hier draußen toben und schreien, lassen wir in der Kirche ganz rasch die Trauung vor sich gehen.

Drum drängte auch der Bruder schön Barbara mit so unwiderstehlicher Kraft nach der Kirchthüre hin, drum theilte er mit kräftiger Faust nach allen

Seiten Hiebe aus, um sich die Bahn frei zu machen und vorwärts zu kommen. Und schön Barbara mußte es dulden, vermochte nicht, sich zur Wehre zu setzen, zu entfliehen!

Und weßhalb auch entfliehen! Was könnte es ihr nützen? Nur das Kloster, das Kloster böte ein Asyl, eine Rettung! Aber unglücklich wäre ich auch dorten im Kloster, wie hier draußen in der Welt! Kann ich schon nicht meines Heinrichs Weib sein, dann ist es ganz gleich, wo ich lebe, wo ich weine und mich gräme! Gehe ich ins Kloster, so bin ich ihm auf ewig verloren! Bleibe ich in der Welt, so kann ich ihn doch zuweilen sehen, zuweilen ein verstohlenes Wörtchen mit ihm sprechen! Ach, Heinrich, lieb Heinrich! Wärest du nur jetzt hier und reichtest mir deine Hand und nähmest mich mit dir und wir entflöhen mitsammen! Gleichviel wohin, über Meere und Länder, nur mit dir! Mit dir!

Aber Heinrich ist nicht da! Sitzet einsam mit verhülltem Haupt in seinem Kämmerlein draußen in der Wiedener Vorstadt, weint und klagt, und hört über den Schmerzensstimmen, die jammernd aus seiner eigenen Brust hervorklangen, nicht das ferne Geräusch des Aufruhrs, das in dieser Abgelegenheit

nur dann und wann mit einzelnen Stoßwellen herüberklingt.

Heinrich ist nicht da! Barbara sucht ihn vergebens zu entdecken unter dem wirren Menschenknäuel, der sie umgibt. Aber einen anderen sah jetzt ihr suchendes Auge! Bernhard war das, der lustige, der wilde Student Bernhard! Ganz Wien kennt ihn wegen seiner tollen Streiche und erzählt sich von seiner Verwegenheit und seinem Uebermuth. Wie sollte Barbara ihn nicht kennen, da er doch täglich vor ihrem Hause vorübergegangen ist, da er gar oftmals ihr aufgelauert hat, wenn sie aus ihrer Hausthür auf die Straße trat, um ihr zu sagen, daß er sie liebe, grenzenlos liebe.

Besser noch wäre es, dem wilden Bernhard in die Hände zu fallen, als dem Schneider Wenzelius anzugehören. Und dennoch zögerte schön Barbara! Ihre Augen waren den Blicken Bernhard's begegnet, und sie hatte Etwas darin gelesen, was sie erschreckte, sie wußte selbst nicht weßhalb.

— Vorwärts, schrie ihr Bruder, vorwärts, Barbara! Wir haben nur noch fünfzehn Schritte bis zur Kirche, da drinnen bist Du gesichert. Platz da, Ihr abscheuliches Gesindel, Platz für die Braut!

— Hört Ihr's, Burſche, er nennt uns Geſindel, ſchrie ein Student, der ſeine Worte gehört. Das iſt der Fiedler Auguſtin, der nichts verſteht, als in den Schänken aufzuſpielen, der nennt uns Geſindel! Faßt ihn! Greift ihn!

Zwanzig Hände ſtreckten ſich nach ihm aus, riſſen ihn von Barbara's Seite fort.

— Herbei, herbei, Ihr Soldaten von der Stadtguardia! Rettet mich! Rettet den Auguſtin!

Aber wie eine Mauer umgaben die Studenten den tollen, wüthenden Fiedler! Er wehrte ſich mit Händen und Füßen, mit den Zähnen ſelbſt. Vergeblich! Der Kreis war nicht mehr zu durchbrechen! Er konnte ſeinen Feinden nicht mehr entgehen! Sie hielten ihn gepackt, ſie riſſen an ihm, ſie zerrten an ihm!

— Ach Auguſtin! Armer Auguſtin!

Barbara war nun allein! Kein Wächter, kein Beſchützer nahe an ihrer Seite. Alle Hochzeitsgäſte auseinander gejagt, vertrieben. Die Braut allein inmitten des wüthenden Kampfes!

— O Jeſus Maria, erbarme Dich meiner Noth! Laß mich einen Weg finden aus dem Gedränge, um zu fliehen, um mich zu retten!

Eine Hand legte sich auf ihren Arm. Komm', schöne Barbara, komm', ich rette Dich! Ich führe Dich fort aus dem Gedränge zu einem stillen, ruhigen Ort, wo Niemand Dich finden soll!

— Der Bernhard ist's, der Student Bernhard! rief Barbara freudenvoll und sie klammerte sich an seinen Arm fest, so fest, wie sich der Epheu an die Eiche klammert. Bei ihm war Schutz, bei ihm war Rettung, das fühlte sie wohl. An seiner Hand hatte sie nichts mehr zu fürchten. Gegen ihren Bruder, ihren Bräutigam und ihren Vater selbst würde er sie vertheidigen.

Aber das Gedränge, das Schlachtgewühl umgab sie Beide jetzt wie mit eisernen Klammern, ließ sie nicht vorwärts kommen, wirbelte sie umher im gefahrvollen Kreise.

— Lehnet Euch fester auf mich, schön Barbara, sagte Bernhard. Ich halte Euch, ich schütze Euch! Fürchtet nichts! He, Philipp, he, Ihr Bursche, rief er mit Stentorstimme, indem er seine schlanke Gestalt hoch empor richtete, steht mir bei, Ihr Freunde! Eine Gasse! Oeffnet für die schöne Barbara eine Gasse nach der Kirche!

— Eine Gasse für die schöne Barbara! schrieen

die Burſche, welche mit Philipp neben der Kirchenthür geſtanden, und mit ihren Stoßdegen fochten ſie nach Links und Rechts, drängten vorwärts, nicht achtend der Flüche, der Wehklagen, der Schmerzensſchreie.

Die Gaſſe war geöffnet, ein kleiner Weg zur Kirchthür frei. Raſch, raſch! Hängt Euch in meinen Arm, Barbara. Wir müſſen durch die Kirche hindurch. Euer Bräutigam iſt in der Kirche, aber ich rette Euch. Ich hab's ja geſchworen, er ſoll Euch nicht haben, und ich halte meinen Schwur!

— Rettet mich, Bernhard, o rettet mich!

Sie ſchlang ihre beiden Arme um ſeinen Hals und er hob die ſchlanke Geſtalt empor an ſein Herz, ſprang mit ihr vorwärts, hinein in die Kirche, den Gang hinunter.

— Barbara! rief eine bekannte, eine verhaßte Stimme neben ihnen. Sie ſahen einen Mann hinter einem Kirchſtuhl hervorſpringen, ſeine Hände nach ihr ausſtreckend und ihren Retter mit beiden Händen anpackend.

— Laſſet mir meine Braut, meine Barbara! hörte ſie es ſchreien.

— Haltet Euch feſt, recht feſt, Barbara. Ich

muß einen Arm frei haben, um Euch von dem Geis-bock zu befreien.

Ein Faustschlag, jetzt ein furchtbarer Schrei, ein schwerer Fall. Bernhard springt in wilden Sätzen mit seiner schönen Beute im Arm den Gang der Kirche hinunter nach der entgegengesetzten Thür.

Sie war nur angelehnt. Er stieß sie auf mit dem Fuß und trat mit ihr hinaus aus der Kirche. Bis hieher war der Aufruhr, die Schlägerei noch nicht gelangt, einsam und still war es ringsum. Dort drüben hielt ein Wagen, mit zwei muthigen, stolzen Pferden bespannt.

— Seht nur, Barbara, wie sehr das Glück uns begünstigt. Wir nehmen den Wagen; ich rette Euch!

Er trug sie hinüber zu dem Wagen, machte dem Kutscher ein rasches Zeichen, öffnete den Schlag, schob Barbara hinein, sprang ihr nach und schloß den Schlag.

Der Kutscher hieb auf die Pferde ein, ohne zu fragen, wohin die Fahrt gehen solle. Der Wagen rollte in raschem Trabe von dannen.

— Nun mögen sie sich schlagen und katzbalgen, jubelte Bernhard, das schöne, zitternde Mädchen in seine Arme drückend; nun mag die ganze Erde ver-

sinken, wenn nur ein Fleckchen übrig bleibt, wo Raum ist für Dich und mich, schöne Barbara! Ich habe Dich mir erobert, Du bist mein!

Aber schön Barbara wehrte seine Arme heftig zurück. Ich bin nicht Euer, Herr, will's nimmer sein. Hätt' ich gewußt, daß Ihr's so meint, gar nimmer wär' ich Euch gefolgt. Ich liebe Euch ja nicht, hab' nur geglaubt, Ihr thätet Euch aus Mitleid über mich erbarmen. Laßt mich, Herr Bernhard! Lasset den Wagen halten. Da Ihr's so schlimm meint, will ich nicht von Euch gerettet werden.

— So rette ich Dich gegen Deinen Willen, Barbara! Du liebst mich wohl noch nicht! Aber Du wirst schon lernen, mich zu lieben, wenn Du mich erst besser kennst. Hab' keine Furcht, schön Barbara! Ich bringe Dich zu meiner Mutter! Sie wohnt da draußen in Hietzing, da hat sie ein Landhaus, und da erwartet sie Euch! Rascher, Kutscher! Haut auf die Pferde ein! Meine Mutter erwartet uns draußen in Hietzing!

Von der Peitsche getroffen, eilen die Pferde mit dem leichten Wagen im wilden Galopp vorwärts.

Auf dem Platz vor der Augustinerkirche war indeß der Kampf noch im vollen Gange. Die Stadtguar-

dia hatte immer mehr Mannschaft herbeigezogen, aber die Schneider waren meist entflohen, hatten es den Soldaten überlassen, das Gefecht mit den Studenten und dem Volk weiter zu führen. An das Brautpaar, an die Hochzeit dachte Niemand mehr.

Zwei Männer suchten jetzt durch das wüthende Gedränge sich Bahn zu machen. Sie hatten keine Waffen, sie nahmen nicht Theil an dem Kampfe, sie wollten nur über den Platz vorwärts. Aber immer wieder wurden sie zurückgedrängt, immer wieder kamen sie hinein in das Menschengewoge, das mit wüthendem Gebrause sie hierhin und dorthin trieb.

— Lasset uns umkehren, sagte jetzt der eine von ihnen, ein kleiner Herr im geistlichen Gewande, mit klugen, sinnigen Augen. Lasset uns umkehren, Durchlaucht. Ihr seht wohl, daß es unmöglich ist, hier zu passiren.

— Es muß möglich sein! rief Fürst Lobkowitz wüthend. Ich sage Euch, das Alles ist nichts, als eine nichtsnutzige Schelmerei meiner Feinde. Ich hab's ja gesagt und ich wußt's ja vorher, sie würden alle Teufel der Hölle heraufbeschwören, um mir den Weg in die Burg zu versperren. Aber es soll ihnen nicht gelingen. Wir wollen, wir müssen in

die Burg! Lasset mich nur gewähren, Hochehrwürden, und bleibt immer neben mir!

— Tod und Verderben den Soldaten und der Stadtguardia! brüllte eben ein breitschultriger, hochgewachsener Kerl neben ihnen. Der Fürst legte seine Hand auf den Arm des Riesen und schüttelte ihn heftig.

— Was untersteht Ihr Euch, mich anzupacken! schrie der Kerl, indem er die geballte Faust erhob.

— Ruhig, mein Freund, sagte Lobkowitz lachend. Ich bin kein Soldat, ich bin Euer Freund und ich will Euch etwas sagen. Wollt Ihr tausend Gulden verdienen?

— Tausend Gulden! Als ob sich die so auf der Straße fänden!

— Nicht auf der Straße, Mann, aber morgen in meinem Hause, wenn Ihr mich und meinen Freund hier aus dem Gedränge retten könnt.

— Wer seid Ihr? Und woran kann ich wissen, daß Ihr mir nachher auch Wort haltet?

— An meinem Namen könnt Ihr's wissen! Ich bin der Fürst Lobkowitz.

— Der tolle Lobkowitz? fragte der Riese lachend. Der tolle Lobkowitz, der die frommen Patres immer

mit seinen Witzen verfolgt? Der tolle Lobkowitz, der gestern auf allen Gassen ein Bild hat ausstreuen lassen, worauf die Patres als Kater neben den Mausefallen stehen, und die Leute aus dem Volk als dumme Mäuse, welche sich einfangen lassen? Seid Ihr das?

— Ja, das bin ich, Freund, bin der tolle Lobkowitz, und ich verspreche Euch tausend Dukaten, wenn Ihr uns nach der Burg hinschafft.

— Für Geld nicht, aber für umsonst! rief der Riese. He, Bruder Kaspar, her zu mir! her!

— Hier, Bruder, Jonathan, ich komm' zu Dir!

Und ein zweiter Riese machte mit Faustschlägen und Degenstößen sich Bahn durch das Gedränge und stand jetzt neben dem andern. Hier bin ich, Bruder, was gibt es?

— Nimm einmal das Herrlein da auf Deinen Arm! Ich nehme diesen hier. Die beiden Herren müssen nach der Burg, und wir wollen sie dahin bringen.

— Eine leichte Arbeit wird's nicht werden, Bruder Jonathan! Die Stadtguardia hat alle Ausgänge besetzt.

— Ist's keine leichte Arbeit, so ist's eine schwere,

Bruder Caſparius! Nimm Deinen Mann auf und folge mir.

Und indem er ſo ſprach, nahm der Rieſe Jonathan den Fürſten Lobkowitz in ſeine beiden Arme und hob ihn empor. Ew. Durchlaucht, ſchrie er jetzt, denkt's einmal, daß ich ein Kameel wäre. Setzt Euch rittlings auf meinen Nacken, haltet Euch an meinen Haaren und legt Eure Beine über meine Schultern, damit ich ſie feſthalten kann!

Fürſt Lobkowitz lachte laut auf, während er mit außerordentlicher Behendigkeit die von Jonathan angewieſene Stellung einnahm. Dann ſchaute er ſich um und ſah, daß Pater Sinelli gleich ihm auf den Schultern Caſpar's ritt.

— Jetzt, Bruder Jonathan, vorwärts! rief der Fürſt lachend. Bringt mich nach der Burg und holt Euch morgen von mir die tauſend Gulden.

— Ich bring' Euer Gnaden nach der Burg! Platz, Ihr Freunde, ein Biſſel Platz! Ich will einen guten Freund von uns nach der Burg bringen. Schaut ihn nur an, Ihr kennt ihn ja!

— Der Lobkowitz! ſchrieen einige Stimmen. Der tolle Lobkowitz, der Jeſuitenfeind!

— Ich bitt' Euch, Kinder, rief Lobkowitz, laßt

mich hindurch! Die frommen Patres wollen nicht, daß ich nach der Burg gelange. Steht mir also ein Bissel bei, helft mir, daß ich ihnen zum Schabernack doch hin komme!

— Platz, Platz für den Fürsten Lobkowitz, den Jesuitenfeind! schrie und heulte es rings umher. Er will den Jesuiten einen Streich spielen. Laßt ihn durch!

— Ich dank' Euch, Ihr guten lustigen Kinder! rief Lobkowitz, und ich will Euch etwas sagen. Ihr könnt den frommen Patres keinen größeren Schabernack thun, als wenn Ihr den Kampf aufgebt und fein ruhig nach Hause geht. Sie haben den ganzen Krawall angezettelt und Ihr seid einmal wieder, ohne daß Ihr's selber wißt, die Mäuse gewesen, welche in die Falle gegangen. Und sie haben Euch nicht einmal Speck gegeben, denn Ihr wißt ja wohl, die fetten Bissen behalten sie immer für sich und Ihr dürft nur daran riechen. Aber wenn Ihr jetzt vernünftig seid und nach Hause geht, so sollt Ihr von mir Euer Stücklein Speck und Euren fetten Bissen haben, Ihr lieben Mäuslein! Wenn in einer Stunde hier Alles ruhig ist, so stehet morgen mein Park den lieben Wienern offen und es ist freie Tafel darin!

— Wir kommen, wir kommen! schrie es von allen Seiten. Zieht Euch zurück! Der Kampf ist aus!

— Nun vorwärts, liebes Kameel, rief Lobkowitz. Die Straße nach der Burg dahin!

Der Riese Jonathan trabte wirklich wie ein Kameel dahin, indem er fortwährend schrie und brüllte: Geht nach Hause, Ihr Leute, nach Hause! Das Festspiel ist jetzt aus, und wenn Ihr vernünftig abmarschirt, so sind wir morgen beim Fürsten Lobkowitz in den Park eingeladen.

IV.

Rückkehr in die Burg.

Endlich war das Ziel erreicht und Jonathan und Konrad hatten ihre beiden Reiter glücklich durch das Menschengewühl bis zu den Pforten der Burg heran gelootset und sie vor dem großen Hauptthor derselben abgesetzt.

Aber dieses Thor war geschlossen und die Soldaten von der Hatschiergarde, welche hinter dem eisernen Gitter mit ruhiger Gravität auf und ab spazierten, erklärten achselzuckend, daß sie Befehl hätten, Niemand, wer es auch sei, in die Burg einzulassen.

— Aber ich bin davon ausgenommen, schrie der Fürst. Sehet Ihr denn nicht hier an meiner Hand den Siegelring kaiserlicher Majestät, zum Zeichen, daß ich mit meinem Begleiter Einlaß haben soll?

— Wir kennen nicht den Siegelring kaiserlicher

Majestät, erwiderte der Lieutenant, der von dem Lärmen herbeigelockt war. Aber wir kennen unsere Ordre, die lautet: „Die Pforten geschlossen und Niemand, wer es auch sei, eingelassen!“ Wir müssen uns an unsere Ordre halten.

— So geht und ruft den Herrn Kapitän der Hatschiergarde, den Fürsten Pio, hieher, schrie der Fürst. Se. Gnaden wird Euch sagen, daß ich allein von dem Verbot ausgenommen bin und freien Eintritt habe.

— Se. Gnaden der Fürst und Kapitän hat mir das Kommando der untern Posten übertragen, dieweilen er bei dem Tumult selber die Wache vor den Gemächern kaiserlicher Majestät übernommen hat.

Der Fürst stieß einen Schrei der Wuth aus, und wandte sich bleich vor Erregung und vor Zorn an den Vater Sinelli. Ihr seht es, sagte er mit zitternden Lippen, ich hatte Euch die Wahrheit gesagt: sie sind die Anstifter des Aufruhrs, sie allein. Sie haben es gethan, damit die Thore der Burg verschlossen sein sollten, damit ich nicht herein gelangen sollte!

— Laßt uns von dannen gehen, Durchlaucht, ermahnte der Pater. Dem Klugen geziemt es der

Bayerische Staatsbibliothek München

Gewalt zu weichen, und sich den Umständen zu fügen. Gestattet mir, Durchlaucht, daß ich in meine stille Klause zu meinen Büchern, meinen Studien zurückkehre!

— Nein, nein, schrie Lobkowitz, zornig mit dem Fuße stampfend. Der Kaiser hat mir befohlen, Euch zu ihm zu führen, und ich muß seine Befehle respektiren. Herr Lieutenant! ich, der Oberstho=meister kaiserlicher Majestät, ich befehle Euch, mir sogleich Einlaß zu gewähren!

— Durchlaucht, ich bin in Verzweiflung, aber —

— Was gibt es hier? Mit wem sprecht Ihr, Herr Lieutenant? fragte in der Ferne eine Stimme.

— Fürst Pio, Fürst Pio, schrie Lobkowitz, man will mir den Eingang verwehren.

— Ach, mein Gott, sagte Fürst Pio, herbeieilend, Ihr seid da, Durchlaucht!

— Ich bin da und man läßt mich nicht ein, und Ihr kennt doch den Befehl kaiserlicher Majestät.

— Natürlich kenne ich ihn, und habe ihn allen Posten mitgetheilt. Herr Lieutenant, ich muß mich sehr wundern, daß Ihr ein so schlechtes Gedächtniß für meine Befehle habt, und nicht eingedenk ge=wesen seid meiner Worte: „Niemand wird eingelassen,

außer dem Fürsten Lobkowitz und seinem Begleiter.“ Oeffnet rechts die Seitenpforte und lasset die Herren passiren!

Der Hatschier hinter der Seitenpforte gehorchte dem Befehl, und Fürst Lobkowitz mit dem Kapuziner-Guardian Pater Sinelli traten in die Burg ein, und schritten hastig den vordersten Gang hinunter zu der Treppe, welche in die kaiserlichen Gemächer führte.

— Ich bin überzeugt, daß wir zu spät kommen, murmelte Fürst Lobkowitz, während sie Beide die Treppe hinaufschritten. Fürst Pio hatte eine so stolze, triumphirende Miene. Es ist Etwas geschehen, glaubt es mir! Wir kommen zu spät, zu spät!

— Sagt lieber wir kommen zu früh, erwiederte der fromme Pater lächelnd. Die Frucht kaiserlicher Erkenntniß war noch nicht reif, Ihr gedachtet sie zu zeitigen und müsset jetzt erkennen, daß das ein vergebliches Bestreben war. Lasset uns umkehren, da es noch Zeit ist.

— Nein, mein Freund, wir sind nun einmal hier, schreiten wir also vorwärts. Jedenfalls bin ich jetzt auf eine Niederlage vorbereitet und werde meinen Feinden nicht die Freude gönnen, sie meine

Wuth und meinen Aerger sehen zu lassen. Es ist ein fortdauernder Zweikampf zwischen mir und ihnen. Haben sie diesmal einen Gang gewonnen, nun, so werden sie den nächsten verlieren, ich werde dann Sieger sein. Hier sind wir schon in der ersten Antichambre, Hochehrwürden. Nur frischen Muthes vorwärts! Es fällt eine Eiche nicht auf den ersten Schlag, sondern man muß lange und mit scharfem Beile daran herumhauen, um sie zum Sturz zu bringen. Und meine Eiche ist von gar hartem und zähem Holz. Ich sehe wohl, daß ich noch sehr viele Schläge werde thun müssen. Vorwärts, mein hochwürdiger Freund, vorwärts!

Und da sie sich jetzt vor der Thüre des kaiserlichen Kabinets befanden, legte Fürst Lobkowitz mit entschlossenem Muthe die Hand [illegible] Messinggriff und öffnete sie.

— Majestät, rief er, mit Sim[illegible] auf die Schwelle tretend, Majestät, ich — Aber trotz seiner muthigen Vorsätze war der Fürst doch ein wenig verwirrt, als er neben dem Kaiser mit heiterem Gesicht die Kaiserin Eleonara Gonzaga von Mantua gewahrte und hinter ihr, ganz nahe den kaiserlichen Majestäten, den Beichtvater, welchen

Lobkowitz vermeinte gestürzt zu haben, den Pater Balthasar Müller.

— Verzeihung, kaiserliche Majestät, sagte er, sich tief und fast bis zur Kniebeugung vor der kaiserlichen Stiefmutter verneigend; Verzeihung, wenn ich störe. Allein ich glaubte, Se. Majestät allein zu —

— Und Du hattest wohl ein Recht es zu glauben, rief der Kaiser, indem er das Miniatur-Portrait, welches er eben in Händen gehalten, bei Seite legte, und dem Fürsten mit ein wenig verlegener Miene zuwinkte. Wir hatten Dir allerdings befohlen, hieher zu kommen; aber es haben sich seitdem gar mancherlei Dinge begeben, auf welche wir nicht vorbereitet waren.

— Ich bitte um Verzeihung, Majestät, sagte der Fürst [illegible], ich war darauf vorbereitet. Erlaubte [illegible] zum Beispiel Eure Majestät zu sagen, [illegible] überzeugt sei, ich würde bei meiner Wiederkehr nach der Burg die Pforten verschlossen finden?

— Ja freilich, Du sagtest das, erwiederte der Kaiser, und Du mußt jetzt erkennen, daß Du Dich getäuscht hast, denn Du bist hier.

— Ja, ich bin hier, Majestät, nur daß ich zwei

Stunden statt einer halben Stunde bedurft habe, um hieher zu kommen.

— Zwei Stunden, rief die Kaiserin lachend. Aber wie habt Ihr das angefangen, Fürst? Man rühmt ja sonst Euren Marstall so sehr, und behauptet, daß Ihr die schönsten und raschesten Pferde besitzt!

— Majestät, erwiederte Lobkowitz achselzuckend, Jedermann rühmt und preist, außer all' den andern großen und rühmenswerthen Dingen, auch die Küche der erhabenen Kaiserin Eleonora*) und behauptet, daß Euer Majestät die geschicktesten Meister der Kochkunst besoldet, und dennoch kann es geschehen, daß ihnen einmal ein Gericht anbrennt. Majestät, so ergehet es mir heute mit meinen Pferden. Sie sind vortreffliche Renner und konnten heute doch nicht von der Stelle kommen.

---

*) Die Kaiserin Eleonora liebte sehr die Tafelfreuden und gab sehr berühmte Diners. Wenn der Kaiser Leopold einmal den Wunsch fühlte, gut zu diniren, so ließ er sich bei seiner Stiefmutter anmelden, und überließ sich in der Favorita dem Gelüst der Tafelfreuden. Der Kaiserin Küchenmeister war ein Baron von Hähnel, der den Küchendienst im großartigen Styl leitete und hunderttausend Gulden jährlich für dieselbe verausgaben durfte.

— Weßhalb konnten sie es nicht? fragte der Kaiser, welcher es vermied, den Blicken des Fürsten zu begegnen, und den Pater Simonelli, welcher demüthig und bescheiden neben der Thür stehen geblieben war, gar nicht zu bemerken schien.

— Majestät, meine Renner konnten nicht von der Stelle kommen, weil sich ihnen ein schwarzes Meer entgegenschob.

— Wie denn ein schwarzes Meer? fragte der Kaiser. Du hast wohl ein Wunder gesehen, Fürst Lobkowitz?

— Ja, Majestät, ein Wunder, ein Gegenstück von dem rothen Meer, in welchem weiland König Pharao mit seinen Schaaren ertrank, als er den Juden nachsetzen wollte. Ich bin zwar nicht ertrunken, aber das Wasser geht mir doch schon bis an den Hals. Das schwarze Meer, welches sich mir entgegenschob, war ein Volksaufstand, eine Revolte. Habt die Gnade, und fragt Se. Hochwürden den Pater Balthasar darnach, er wird Euch wohl die näheren Umstände erzählen können, denn ich sah sehr viele der Herren Patres sich in dem aufgeregten Volkshaufen bewegen.

— Sie waren ohne Zweifel dahin gekommen

um zu versöhnen oder zu beschwichtigen, sagte Pater Balthasar ruhig.

— O ja, sie waren gewiß deßhalb dahin gekommen, rief Lobkowitz ironisch, das war ein reines Mißgeschick, daß sich die Volksmassen um die Herren Patres immer dichter schaarten, immer mehr hierher drängten nach der Burg. In der Bischofgasse, hinter der Stephanskirche konnten meine armen Pferde nicht mehr vorwärts, und wir, der ehrwürdige Pater Sinelli und ich, mußten den Wagen verlassen und zu Fuß uns durchzuschlagen suchen. Aber auch das schien ein vergebliches Bemühen, es konnte wohl vom Schlagen, aber nicht vom Durchschlagen die Rede sein, und hätten nicht zwei menschliche Kameele sich meiner erbarmt und uns auf den Rücken genommen, so wäre ich auch wohl jetzunder noch nicht hier. Ew. Majestät sehen aber, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich zu spät gekommen bin.

— Du bist nicht zu spät gekommen, Wenzel Eusebius Lobkowitz, sagte der Kaiser langsam, vielmehr ganz zu rechter Zeit.

— Majestät, rief die Kaiserin lächelnd, ich glaube, ich habe da einen guten Gedanken. Der Fürst ist

bekanntlich ein außerordentlicher Menschenkenner, und ich glaube, er hat seine Studien nicht blos auf die Männer beschränkt, sondern verlegt sich auch auf die Physiognomien schöner Frauen. Ew. Majestät sollten den lieben Fürsten um Rath fragen wegen der Portraits, welche — doch ich sehe, wir sind nicht allein, nicht unter uns. Wer ist der Herr, welchen der Fürst Lobkowitz so ohne Weiteres in Euer Kabinet einführen durfte?

— Ich kenne ihn selber noch nicht, sagte der Kaiser befangen.

— Gnädigste Majestät, rief Lobkowitz, es ist der Kapuziner-Guardian Pater Emmerich Sinelli, den Eure Majestät mir befohlen hieher zu führen.

— Wie, rief die Kaiserin entsetzt, Eure Majestät haben einen Kapuziner zu sich herbefohlen?

— Ja, ich habe es gethan, erwiederte der Kaiser schüchtern. Ich — nun, Eusebius, saget doch der Frau Kaiserin, weßhalb wir den würdigen Kapuziner hieher befohlen hatten!

Und während der Kaiser sich mit dieser Frage an den Fürsten wandte, heftete er seine Blicke auf ihn mit so beredtem, bittendem Ausdruck, daß der Fürst ihnen nicht zu widerstehen vermochte.

— Gnädigste Frau Kaiserin, sagte er, sich tief vor der Kaiserin verbeugend, mein edler hochwürdiger Freund, der Kapuziner-Guardian, ist nicht blos ein frommer Priester, sondern auch ein großer, weit berühmter Gelehrter, insonderheit verstehet er die griechische Sprache wie seine Muttersprache. Und da Se. Majestät in Zweifel waren über eine Stelle in dem altgriechischen Schriftsteller, dem Dionysius Areopagita, so erlaubte ich mir Sr. Majestät vorzuschlagen, ich wolle ihm meinen gelehrten Freund hieher bringen, damit er sich mit demselben bespreche über die zweifelhafte Stelle in Dionysius Areopagita.

Der Kaiser athmete hoch auf, als fühle er sich von einer drückenden Last befreit, und lächelte dem Fürsten freundlich nickend zu.

— Ah, rief die Kaiserin, Euer Majestät wollen gelehrte Sprachforschungen anstellen. Dann darf ich es nicht länger wagen, Eure Majestät zu stören, und ich ziehe mich zurück. Nur bitte ich um die Gnade, meine Portraits hier lassen zu dürfen, damit Eure Majestät die Gnade haben, sie zu betrachten.

— Ich werde es sicherlich thun, erwiederte Leopold, indem er seiner Mutter die Hand dar-

reichte, und sie zu der großen Ausgangsthür geleitete.

Pater Balthasar hatte sich beeilt, diese Thür zu öffnen, und als der Kaiser sich von seiner kaiserlichen Stiefmutter beurlaubt hatte, näherte sich ihm der Beichtvater mit sanfter, freundlicher Miene.

— Majestät, ich bitte um die Gnade, mich zurückziehen zu dürfen, sagte er mit leiser unterwürfiger Stimme. Ich bin zu meinem Unglücke kein gelehrter Grieche, und es würde mir daher nur zur größten Beschämung gereichen, wenn ich bei den gelehrten Gesprächen Eurer Majestät mit dem Kapuziner-Guardian einen stummen und unverstandenen Zuhörer abgeben wollte.

— Gehet, ehrwürdiger Vater, erwiederte Leopold, aber in einer Stunde erwarte ich Euch drunten in der Kapelle. Es dränget mein Gemüth, noch eine heilige Messe zu hören, und sodann in frommen Gesprächen mit Euch mich zu ergehen; denn Ihr wisset es wohl, daß ich derselben keinen Tag entbehren kann.

Pater Balthasar neigte demüthig sein Haupt. Majestät, in einer Stunde werde ich in der Kapelle sein, sagte er, und indem ein stolzer gehässiger Blick

seiner Augen den Kapuziner traf, an welchem er vorüberschritt, verließ er das kaiserliche Kabinet.

Kaiser Leopold war nun allein mit dem Fürsten Lobkowitz und Pater Sinelli, der mit ernster Miene in würdevoller Haltung immer noch neben der Thüre stand.

Eine Pause trat ein. Das Angesicht des Kaisers war ein wenig verlegen und es schien, als wisse er nicht, wie er das Gespräch beginnen solle. Pater Sinelli ahnte vielleicht seine Verlegenheit, und großmüthiger als Fürst Lobkowitz, kam er dem Kaiser zu Hilfe.

— Majestät, sagte er, Fürst Lobkowitz hat mich zu Eurer Majestät berufen und ich habe mich natürlich beeilt, dem allergnädigsten Befehl Folge zu leisten und der Durchlaucht hieher zu folgen. Aber unglücklicher Weise hat der Fürst vergessen mir zu sagen, weßhalb Eure Majestät mich zu sich vor Ihr kaiserliches Antlitz befahlen, und ich durfte mich nicht unterfangen, darnach zu forschen. Ich vernehme also erst jetzt, aus dem Munde des Herrn Fürsten, zu welchem Zwecke ich hieher berufen bin. Ich soll über zweifelhafte Stellen der Schriften Dionysius Areopagita meine Ansichten und Lesarten vor meinem

gnädigen Kaiser und Herrn darlegen. Das ist aber für mich nicht blos eine schwierige, sondern eine ganz unmögliche Aufgabe und mein edler Gönner, der Fürst Lobkowitz, hat meine Fähigkeiten und mein Bischen Wissen überschätzt. Ich bin leider kein gelehrter Kenner der griechischen Sprache und ich muß mich schon damit begnügen, die theologischen Schriften und die zwölf Briefe des Dionysius Areopagita in der lateinischen Uebersetzung des edlen Johann Scotus Erigena zu lesen und zu studieren. Ich muß dies aber auch schon um deßhalb thun, weil unsere Kloster-Bibliothek gar kein Exemplar des griechischen Originals besitzt.

— Wie, die berühmte Büchersammlung der Kapuziner besitzt kein Exemplar des griechischen Textes vom Dionysius? fragte der Kaiser lebhaft und freudig. Das ist mir lieb und angenehm zu erfahren, denn ich kann Euch aus der Noth helfen. Ich besitze in meiner Bibliothek zwei Exemplare dieses Schriftstellers. Mein gelehrter Bibliothekar, der Lambecius, hat sie mir erst gestern beide gezeigt. Ihr sollet ein Exemplar davon haben, ehrwürdiger Pater, ich will es Euch heute noch in Euer Kloster senden. Studiert also fleißig den

Urtext und nach einiger Zeit werde ich Euch alsdann wieder zu mir rufen lassen, um mit Euch über die schwierigen und zweifelhaften Stellen zu disputiren.

Der Kaiser neigte ein wenig sein Haupt, winkte mit zwei Fingern seiner Hand nach der Thüre hin zum Zeichen, daß die Audienz beendigt sei, und Pater Sinelli zog sich zurück.

Niemand war jetzt mehr im kaiserlichen Kabinet anwesend, außer dem Kaiser und dem Fürsten Lobkowitz, der gesenkten Hauptes, mit düsterer Miene da stand, während des Kaisers Angesicht jetzt, da er allein mit Lobkowitz war, einen freundlichen; liebevollen Ausdruck angenommen hatte und seine Augen unverwandt auf das Angesicht des Fürsten gerichtet und bemüht waren, den Blicken des Fürsten zu begegnen. Aber dies war ein vergebliches Bemühen, denn der Fürst verharrte in seiner Stellung und nicht Einmal schlug er die gesenkten Augen empor.

— Fürst Wenzel Eusebius Lobkowitz, sagte der Kaiser endlich mit sanfter, gütevoller Stimme, weißt Du, was die Frau Kaiserin und meinen guten Beichtvater Pater Balthasar zu dieser ungewöhnlichen Stunde zu mir herführte?

— Nein, ich weiß es nicht, Majestät, erwiederte Lobkowitz mit barschem, unfreundlichem Ton.

Der Kaiser schien das gar nicht zu bemerken und fuhr fort: Sie kommen Beide hieher, um mich inständiglichst zu bitten, daß ich mich wieder vermählen sollte.

Fürst Lobkowitz neigte ein wenig sein Haupt, aber er erwiederte nichts.

— Ja, fuhr der Kaiser fort, sie hatten Beide denselben Gedanken, wie Du, Eusebius. Aber ich werde es Dir niemals vergessen, daß Du der Erste warst, welcher zu mir über diese Angelegenheit gesprochen und mir aus inniger Ergebenheit seine Herzensmeinung gesagt und mir seinen guten Rath ertheilt hat. Dessen allein werde ich eingedenk bleiben, doch Alles, was Du mir sonsten gesagt, will ich vergessen und es wird davon niemals ein Wörtlein über meine Lippen kommen.

— Ich danke Eurer Majestät für diese Gnade, erwiederte der Fürst kalt. Aber ich muß mir erlauben, meinen Kaiser und Herrn noch um eine andere Gnade zu bitten.

— Thue das, Eusebius, sagte Leopold rasch, ja, bitte mich um eine Gnade. Ich gebe Dir aber

mein Wort, daß ich sie Dir bewillige, denn es freut mich ganz ausnehmend, daß ich Dir gerade in dieser Stunde einen Wunsch verwilligen kann.

— Majestät, hier ist der Siegelring, welchen Ihr mir heute Morgen anvertraut habt. Ich lege ihn zu den Füßen meines Kaisers nieder mit all' den Aemtern und Würden, welche ich der Huld kaiserlicher Majestät verdanke. Die Gnade, welche ich von Eurer Majestät anflehen wollte und welche Ihr mir schon im Voraus gewährt habt, ist diese, daß Ihr mich huldreichst entlassen und mir gestatten wollt, mich aus dem Staatsdienste wie aus dem Hofdienst zurückzuziehen.

— Ist das Dein Ernst, Lobkowitz? fragte Leopold traurig.

— Majestät, ich habe heute so viele ernste Dinge erlebt, daß ich wahrlich nicht aufgelegt bin zu Scherzen. Ich fühle mich ermattet und krank, ich bedarf der Ruhe, der Einsamkeit, des Friedens in mir selber und mit der Welt. Ich bin es müde, ewig auf dem Fechtboden zu stehen, gegen sämmtliche Feinde zu kämpfen und keinen Tag sicher zu sein, daß ich nicht unversehens in eine Falle gerathe, welche sie mir gelegt haben. Deßhalb, Majestät,

will ich mich auf meine Güter zurückziehen und gedenke in Raudnitz ein recht patriarchalisches Leben als ehrsamer Landjunker und Vater meiner bäuerlichen Unterthanen zu führen. Es wird langweilig sein, das gestehe ich zu, aber ich werde da mindestens keine Enttäuschungen, keine Demüthigungen erleben, ich werde nicht zurückgesetzt, nicht mißachtet und nicht hintergangen werden. Majestät, ich bitte also um die Gnade meiner Entlassung.

— Ich habe Dir mein Wort gegeben, Dir die Gnade, welche Du erbitten wolltest, zu gewähren, und ich kann anjetzo mein Wort nicht zurücknehmen, erwiederte Leopold leise. Ich entlasse Dich also aus Deinem Dienst als Obersthofmeister.

— Ich danke, Euer Majestät.

— Ich entlasse Dich auch aus Deinem Dienst als Hofkriegsraths-Präsident.

— Ich danke, Euer Majestät, wiederholte Lobkowitz.

— Und ferner, fuhr der Kaiser seufzend fort, ferner entlasse ich Dich auch aus meinem Dienst als Präsident meines Geheimrathes.

— Ich danke, Euer Majestät, sagte Lobkowitz zum dritten Male. Ich habe nun alle diese Würden ab-

geschüttelt, ich bin nun nichts mehr als der Fürst Lobkowitz. Vielleicht versöhnt das meine Feinde, und vielleicht gestatten sie mir jetzt auch ein freier und ein glücklicher Mann zu sein. Lebet wohl, Majestät! Ich gedenke gleich heute Wien zu verlassen und nach Böhmen abzureisen auf Nimmerwiederkehr.

— Lebe wohl, Fürst Wenzel Eusebius Lobkowitz, sagte der Kaiser, langsam sein Haupt neigend. Lebe wohl!

Fürst Lobkowitz beugte jetzt schweigend seine Knie, und indem er mit einer ungestümen Bewegung die Hand des Kaisers ergriff, drückte er sie an seine Lippen und preßte einen langen, zärtlichen Kuß auf dieselbe. Dann sprang er auf, verneigte sich noch einmal und schritt rückwärts gehend, wie es die Etiquette erheischte, der Thüre zu.

Eine tiefe Stille herrschte in dem Kabinet. Man hörte nichts, als die leisen, rückweichenden Schritte des Fürsten auf dem dicken türkischen Teppich, und den gleichmäßigen Pendelschlag der großen Pendule auf dem Kamin. Aber jetzt, als der Fürst eben die Hand nach dem Griff der Thüre ausstreckte, jetzt unterbrach der Kaiser diese Stille.

— Lobkowitz! rief er mit lauter, faſt angſtvoller Stimme, Lobkowitz!

Der Fürſt drückte die Thüre, welche er eben ſchon geöffnet hatte, wieder zu, und kehrte raſch wieder zu dem Kaiſer zurück.

— Euer Majeſtät haben mich gerufen? fragte er.

— Ja, ſagte der Kaiſer, ja, ich habe Dich gerufen, denn es iſt mir eingefallen, daß ich Dich noch nicht aus allen Deinen Aemtern und Würden entlaſſen habe. Du warſt mein Oberſthofmeiſter, mein Hofkriegsrathspräſident, mein Geheimrathspräſident, aus allen dieſen Aemtern habe ich Dich entlaſſen. Aber Du bekleideteſt an meinem Hofe auch eine andere Würde, Du warſt mein Freund, mein Liebling. Euſebius, ſoll ich Dich auch aus dieſer Würde entlaſſen?

— Majeſtät, rief der Fürſt, Majeſtät —

— Ich will noch mehr ſagen, fuhr der Kaiſer lebhaft fort, Du warſt nicht blos mein Freund und mein Liebling, ſondern Du warſt auch mein Troſt und meine Freude. Es that mir wohl, Dein heiteres Geſicht zu ſehen, und wenn Deine übermüthigen Scherze wohl auch oftmals mich erzürnten, ſo ergötzte ich mich doch insgeheim an ihnen. Es war

mir ein wahrhafter Trost, zu wissen, daß doch ein Mensch in meiner Nähe war, der ganz unbekümmert mir die Wahrheit sagte, und seinen verwegenen Finger auf Alles legte, sonder Menschenfurcht und Augendienerei. Ich dachte bei allen Dingen, was wohl der Lobkowitz dazu sagen würde, und gar manchesmal habe ich von dem Gedanken mich bestimmen lassen, anders zu entscheiden, als meine übrigen Räthe und als mein Beichtvater es wünschten.

— Nun, heute Vormittag zum Mindesten haben Eure Majestät das nicht gedacht, sagte der Fürst mit trotziger und noch zitternder Stimme.

— Ich habe wohl daran gedacht, seufzte Leopold, aber — ich konnte doch nicht anders handeln! Bedenke nur, Eusebius, ich bin auferwachsen unter den frommen Patres, ich habe sie seit meiner frühesten Jugend um mich gehabt, ich war dazu bestimmt, dem heiligen Orden anzugehören, und als ganz unvermuthet sodann der Wille Gottes mich auf den Kaiserthron erhob, blieb ich doch ein weltliches Mitglied des Ordens, dem ich mich angelobet hatte von Jugend auf. Die Gewohnheiten meines ganzen Lebens verbinden mich mit den Patres vom

Orden Jesu, und die Pflicht der Kindesliebe und Dankbarkeit gebietet mir, die Kaiserin Mutter zu ehren, und so viel ich es vermag nach ihrem Willen zu leben. Aber wenn Du bei mir bist, Eusebius, und vorzüglich wenn ich allein mit Dir bin, so ist es mir, als wäre ich nicht mehr ich selbst, sondern ein ganz Anderer, nicht mehr der ernste, strenge, fromme Kaiser, sondern ein heiteres, fröhliches Menschenkind, welches auch seinen Antheil haben möchte an den Freuden des Lebens, und welches alsdann fühlt, daß es vielleicht in seinem Willen nicht ganz frei und von sich selber allein abhängig ist. Daher war es denn auch heute gekommen, daß ich mich hinreißen ließ von Deiner Nähe, Eusebius, und Dir Dinge versprach, welche ich dann nachhero doch nicht die Kraft hatte zu erfüllen. Es war unrecht von mir, Eusebius, ich erkenne es an, und ich bitte Dich um Verzeihung.

— Oh, mein Kaiser und mein Herr! rief Lobkowitz auf seine Knie niederstürzend, ich habe nichts zu verzeihen, Ihr allein, Ihr seid es, welcher dem trotzigen, herzlosen, treulosen Lobkowitz zu vergeben habt, und auf meinen Knien bitte ich Euch darum!

— Nein, Eusebius, mache Dich nicht schlechter,

als Du bist, sagte der Kaiser. Du bist nicht herzlos und nicht treulos, denn ich weiß, daß Du mir zugethan bist und daß ich mich auf Dich verlassen kann; aber trotzig bist Du wohl ein Weniges, und aus Trotz willst Du anjetzo von mir gehen, dieweilen ich Dir nicht mein Wort gehalten und dieweilen Du bei Deiner Wiederkehr Alles anders fandest, als wie wir bei Deinem Fortgang verabredet hatten. Aber inmitten Deines gerechten Unwillens und Deines Trotzes gabest Du mir doch einen Beweis Deines guten und großmüthigen Herzens, und dieweilen Du fühltest, daß es mich inkommodiren würde, wenn Du vor der Kaiserin und dem Beichtvater gesagt hättest, in welchen Absichten ich Dich beauftragt hatte, den Kapuziner-Guardian zu mir zu führen, so schwiegest Du nicht allein darüber, sondern Du ersannest auch in der Schnelle für mich eine probable Ausrede, welche mich vieler Vorwürfe und Unannehmlichkeiten überhob. Dieses aber, Fürst Wenzel Eusebius Lobkowitz, dieses werde ich Dir nimmer vergessen, sondern allzeit Deiner gedenken als eines gutherzigen Menschen und eines treuen Dieners und Freundes.

— Und so lange ich lebe, Majestät, werde ich,

Euer treuer Diener und, wenn Ihr es mir erlaubt, mich so zu nennen, Euer treuer Freund bleiben.

— Willst aber dennoch mich verlassen, Eusebius? Willst nicht daran denken, daß es Deinem Kaiser ein gar bitterer Schmerz ist, wenn er Dich missen soll? Willst in Deinem Trotz beharren und mich verlassen?

Ach, Majestät, seufzte der Fürst, wenn ich auch bleiben wollte, sie würden mich ja doch bald zu entfernen wissen! Sie würden so lange intriguiren und verleumden und Euch schlimme Dinge von mir berichten, bis Ew. Majestät doch zuletzt ihnen glaubten und wider mich wären. Anjetzo entläßt mich mein gnädigster Herr mit einem gnädigen Kopfneigen und erlaubet mir, seine Hand zum Abschied zu küssen; aber wenn ich bleibe, so werde ich später verstoßen und mit einem Fußtritt, wie ein Hund von der Schwelle seines Herrn, verjagt werden!

— Das soll nimmer geschehen, rief der Kaiser eifrig, ich verspreche Dir, Eusebius, das soll nimmer geschehen. Sie mögen Dich bei mir anklagen, aber ich will Deine Vertheidigung hören, und wenn sie Dich anschuldigen, so sollst Du immer vor mir

selber und in meinem Beisein Dich zu rechtfertigen versuchen. Nimm zum Zeichen hier diesen Ring, Eusebius. Es ist ein Andenken an meinen Herrn Vater, den Kaiser Ferdinandus, ich habe ihn seit meinen Jünglingsjahren an meinem Finger getragen. Ich will ihn Dir geben als ein Zeichen meiner kaiserlichen Gunst und Freundschaft. Verwahre ihn wohl, gib ihm einen Platz unter Deinen kostbarsten Kleinodien. Und wenn Du in Gefahr bist, wenn Deine Feinde es wirklich versuchen sollten, Dich zu stürzen, und wenn es ihnen wirklich gelingen sollte, mein Ohr und mein Herz gegen Dich einzunehmen, so daß ich selber an Deine Schuld glauben und Deine Vertheidigung nicht hören wollte, so sende mir diesen Ring, und ich schwöre es Dir hier mit meinem kaiserlichen Ehrenworte, wenn Du mich anrufest mit diesem Ringe, so werde ich Deinen Ruf nicht überhören, sondern ich werde Dich vor mein Angesicht kommen und Dich sagen lassen, was Du zu Deiner Vertheidigung sagen kannst. Da, nimm den Ring, fuhr der Kaiser leiser fort, aber stecke ihn nicht an Deinen Finger, damit Niemand ihn bei Dir sieht, sondern verbirg ihn in Deiner Brusttasche,

und verwahre ihn in Deinem Hause an einem sicheren Ort.

— Ich habe unter den Kleinodien meines Hauses keinen kostbareren Schatz als diesen Ring, sagte Lobkowitz, indem er den Ring des Kaisers in seine Brusttasche schob, und ich werde ihn verwahren an einem Orte, den außer mir nur Gott kennen soll.

— Und jetzt sage mir, Eusebius, willst Du nun Dein Vorhaben aufgeben? Willst Du Deine Entlassung zurücknehmen? Du batest mich vorher um eine Gnade, und ich bewilligte sie Dir im Voraus. Es mag nun Alles, was seitdem gesprochen, aus meinem Gedächtniß verwischt sein, mit Ausnahme des Schwures, den ich Dir geleistet habe. Ich warte nun darauf, daß Du Dir von mir die Gnade erbittest, welche ich Dir zugesagt habe.

— Majestät, rief Lobkowitz, die Hand des Kaisers an seine Lippen drückend, Majestät, so bitte ich denn um die einzige Gnade, daß Ihr mir ein gnädiger und gütiger Herr bleiben, und mir gestatten wollet, mein ganzes Leben Euch und Eurem Dienste zu weihen.

— Wohlgesprochen, Eusebius, sagte der Kaiser, lebhaft mit dem Kopfe nickend. Du sollst in meinem

Dienste bleiben, und in meiner Nähe, und da es mir scheint, als ob Dein Rücken breit und kräftig genug ist, um noch einige Lasten mehr zu tragen, als er schon hat, so will ich Deinen Aemtern noch ein neues Amt hinzufügen. Es ist durch den Tod des bisherigen Inhabers ein Posten vakant geworden, den ich nur einem erprobten Diener und Geschäftsmann übergeben kann, und ich weiß, daß Du Beides bist. Herr Obersthofmeister und Hofkriegsrathspräsident, ich übertrage Dir die Stelle des Landeshauptmannes von Schlesien und werde Dir das Patent darüber sofort ausfertigen lassen.

— Oh, Majestät, rief Lobkowitz fast erschrocken, statt mich zu strafen, wie ich es verdiente, belohnt mich Eure Gnade mit einer Großmuth, wie nur Kaiser Leopold der Große es zu thun vermag. Majestät, es wird mir Angst und bange vor meinem großen Glück, und es schwindelt mir, als ob ich am Rande eines Abgrundes stände. Mein Gott, was werden meine Feinde sagen, wie wird ihr Haß an meinem Glücke seine Pfeile und Dolche wetzen! Denn Euer Majestät begnadigen mich da mit einer Stelle, welche das Ziel und die Sehnsucht der ersten und angesehensten Männer Eures Hofes ist.

— Ich weiß es wohl, sagte der Kaiser lächelnd. Es ist mit der Landeshauptmannstelle von Schlesien ein jährliches Einkommen von dreimalhunderttausend Thalern verbunden, und gerade darum gebe ich sie Dir. Du bist ein freigebiger und großmüthiger Mensch, und je mehr Du hast, desto mehr gibst Du aus, und Du lassest Deine Reichthümer nicht blos Deinen Freunden, sondern auch dem armen Volke zukommen. So fahre denn nur so fort, Eusebius. Bleibe immer so, wie Du anjetzo bist, und ich verspreche Dir, daß auch ich alsdann immer bleiben werde, was ich Dir anjetzo bin, Dein gnädiger und wohlgewogener Kaiser.

Er reichte dem Fürsten seine Hand dar, und ein Ausdruck von Zärtlichkeit und Rührung, wie man ihn selten auf dem ernsten, undurchdringlichen Antlitz des Kaisers sah, durchleuchtete jetzt seine Züge.

— Majestät, sagte Lobkowitz, die kaiserliche Hand an seine Lippen drückend, ich fühle mich so glückselig und wonnevoll, daß ich aufjubiliren und in den Himmel flattern möchte, wie eine Lerche. Doch wiederum ist mir so trübselig und wehmüthig zu Sinne, daß ich mich schier in eine Ecke hinsetzen und weinen und beten und den lieben Gott anflehen

möchte, daß er mich nun anjetzo zu sich bescheiden möchte, dieweilen es jetzt eben doch die glücklichste Stunde meines Lebens ist, das doch nimmer so bleiben kann, wie in dieser Stunde!

— Nun, ich hoffe, der liebe Herrgott hört nicht auf die Gebete eines so leichtfertigen und übermüthigen Weltkindes, wie Du es bist, sagte Leopoldus lachend. Ich glaube wohl, er kennt Dich gar nimmer, dieweilen Du so selten an seiner Gnadenpforte anklopfest.

— Majestät, just darum wäre er im Stande, sie gleich aufzuthun und mich einzulassen, damit er mich sicher hat und ich nicht wieder fortlaufen kann. Es ist daher besser, ich klopfe lieber noch nicht und halte mich noch ein Weniges in schweigender und ehrerbietiger Entfernung.

— Und hältst aber anjetzo auch Deinen Lästermund, sagte der Kaiser, ihm mit dem Finger drohend. Nun aber, Eusebius, nun komm einmal her und sieh Dir diese Portraits hier an und sage mir über dieselben Deine aufrichtige Meinung.

— Meine aufrichtige Meinung? fragte der Fürst. Ach, Majestät, das ist eine gar gefährliche und kitzliche Sache, und es wäre mir am liebsten,

wenn ich die Portraits lieber gar nicht anschauen dürfte.

— Ich will aber, daß Du sie anschaueſt, und ich befehle Dir und fordere von Dir als Dein Kaiſer und Herr, daß Du mir über dieſe vier Portraits Deine aufrichtige und ungeſchminkte Herzensmeinung ſageſt.

— Majeſtät, ſagte Lobkowitz, ſich tief verneigend, Ihr könntet mir in dieſer Stunde einen mit Gift gefüllten Becher reichen und ſagen: Trinke ihn aus! ſo würde ich es ohne Widerſtreben und ohne Murren thun. Dies hier iſt ein Giftbecher der Zukunft und ich trinke ihn, gleichviel ob ich ſpäter auch daran ſterben werde! Habet alſo die Gnade, und laſſet mich anjetzo Eure Portraits ſehen!

— Hier iſt Nummero Eins, ſagte der Kaiſer, indem er ihm eins der Medaillons darreichte, und das Blatt Papier, auf welchem nach den Nummern die Namen der dargeſtellten Prinzeſſinnen verzeichnet waren, in ſeiner Hand verbarg. Betrachte Dir dieſe Dame recht aufmerkſam, und dann ſage mir, was Du von ihr denkſt?

— Majeſtät, ſagte Lobkowitz nach einer Pauſe, ich denke, ich habe da das Portrait einer Prinzeſſin,

welche gewußt hat, daß man seine schönste Miene annehmen muß, wenn man gemalt wird, und daß ein einfaches und natürliches Benehmen sich für eine Prinzessin nicht geziemt. Nein, nein, Ihr habet ganz Recht, meine wunderschöne Gliederpuppe, es wäre sehr unanständig, wenn man an Euren rothen Wangen, Euren glänzenden Augen und dem frischen Lächeln Eurer vollen Lippen sich unterstehen wollte, zu errathen, daß Ihr auch menschlich empfinden und fröhlich sein könnt. Ihr seid eine Prinzessin, wie sie sein muß, und wenn Ihr Diejenigen, welche in Eure Nähe kommen, auch langweilet, so schadet das nicht, denn es ziemt der Würde einer Prinzessin langweilig zu sein!

— Hör' auf, rief der Kaiser lächelnd. Es verlanget mich durchaus nicht nach einer langweiligen Gemahlin, vielmehr bin ich in diesem Punkte vollkommen mir selbst genug. Legen wir Nummero Eins bei Seite, aber sehen wir zuerst nach ihrem Namen. Ach, es ist die Prinzessin Anna Eleonora von Medici! Nun sehe ich wohl, daß Du ein guter Menschenkenner bist, denn Alles, was Du mir da sagest, ist wahr und begründet, wie ich glaube, und wie ich auch sonsten von ihr gehört habe. So nimm denn

nun hier Nummero Zwei und sage mir über sie Deine Meinung!

Der Fürst nahm das ihm dargereichte Bildniß und betrachtete es einen Moment. Majestät, rief er dann, ich bitte mir zu erlauben, daß ich über dieses Portrait gar nichts sage, denn es sagt mir auch nichts. Dieses Angesicht ist so stumm, daß ich bitte, auch stumm bleiben zu dürfen.

— Gut denn, bleibe es. Es mag vielleicht für die Prinzessin von Urbino das Beste sein! Nimm hier Nummero Drei zur Hand. Bleibe aber auch immer eingedenk, daß ich Dein ehrliches und aufrichtiges Urtheil wissen will!

Mein ehrliches und aufrichtiges Urtheil, Majestät! Nummero Drei ist eins, worüber sich nicht spaßen läßt. Es ist wie ein weißes Blatt Papier, auf welches das Leben noch nichts geschrieben hat, und welches noch ganz unschuldig und unberührt ist. Ein rechter Mann kann aus dieser Prinzessin ein treues und edles Weib seines Herzens machen, nur glaube ich, daß er viel mit ihr beten muß und daß sie lieber in die Messe, als in den Ballsaal gehen wird.

— So wäre dieses denn eine rechte Gemahlin

für mich, sagte der Kaiser, indem er auf das Namensverzeichniß blickte. Die Prinzessin von Pfalz-Neuburg mag sich bei Dir bedanken über das, was Du von ihr gesaget, denn es könnte mich fast bestimmen, sie zur Kaiserin von Deutschland zu machen. Nun also Nummero Vier! Schaue Dir das Portrait recht genau an, und dann sage mir Deine Meinung!

— Ei, Majestät, für dieses Portrait ist ein langes Anschauen gar nicht nöthig, rief Lobkowitz lachend. Man erkennt gleich auf den ersten Blick, daß diese eine ausbündig schöne Dame ist, und daß sie sich dessen gar wohl bewußt ist. Jesus Maria, sind das ein paar feurige Augen und ein beredter Mund. Ach, und welche allerliebsten Worte sprechen diese Lippen.

— Nun, was sprechen sie denn, Eusebius?

— Diese Lippen sprechen: ich bin zwar eine Prinzessin, aber das hindert nicht, daß ich ein sehr vergnügliches, lebensfrohes Geschöpf Gottes bin. Ich kann ja nicht dafür, daß ich Blut in den Adern und Flammen in den Augen habe. Wenn das sich für eine Prinzessin nicht geziemt, so thut es mir leid, denn ich kann's nun einmal nicht ändern, und die

Prinzessin in mir muß sich zufrieden geben, denn es ist nicht meine Schuld, daß Gott die Welt so schön geschaffen und mir Augen gegeben hat, um zu sehen, wie sie so schön ist.

Ei, ei, sagte der Kaiser, diese Lippen scheinen gar absonderlich beredt zu sein, und gar leichtfertige und verwundersame Dinge zu sagen. Es will mich bedünken, als ob dieses wohl eine Prinzessin nach Deinem Herzen wäre, und nicht wahr, Eusebius, Du willst mir jetzt den guten Rath geben, daß ich diese Prinzessin hier zu meiner Kaiserin machen soll?

— Nein, Majestät, rief Lobkowitz, der die Augen immer noch auf das Portrait gerichtet hielt, und der daher gar nicht sah, mit welcher gespannten Erwartung der Kaiser ihn anblickte, nein, Majestät, ich würde mir nimmer erlauben, Euch einen solchen Rath zu geben. Wenn es mir erlaubt sein sollte, Euer Majestät einen Rath zu geben, so würde mein Rath dieser sein: Majestät, sehet dieses reizende Gesicht hier, freuet Euch ihrer Munterkeit und ihrer frischen Lebensluft. Sie ist ganz und gar dazu geschaffen, Eure Freundin zu sein, und Euch das Leben zu versüßen. Machet sie zu Eurer Freundin, denn sie hat die Anlage und Lebensluft dazu. Aber

machet sie nimmermehr zu Eurer Kaiserin, denn sie ist nicht aus dem Holze geschaffen, aus welchem man Kaiserinnen schafft.

— Fürst Wenzel Eusebius, sagte der Kaiser mit verdrießlicher Miene, Du führst da recht unziemliche und leichtfertige Redensarten. Es ist dieses das Portrait der Prinzessin Claudia Felicitas, der fürstlichen Tochter meines verstorbenen Oheims, des Erzherzogs Ferdinand Carl von Tirol, und was Du da sagest, kann unmöglicher Weise passen für eine edle Dame aus dem Hause Habsburg. Nimm also Dein Wort zurück und sage, daß Du Dich geirrt habest.

— Ich nehme mein Wort zurück und sage, daß ich mich geirrt habe, sagte Fürst Lobkowitz, sich ehrerbietig verneigend. Ich sage ferner, daß ich höchst ungerechter Weise von dem ersten Anblick mich habe täuschen lassen, daß das Anschauen dieser unvergleichlichen, reizenden Schönheit meine Sinne verwirrt und mein Urtheil getrübt habe. Man spricht nicht mehr wie ein vernünftiger Mensch, wenn man trunken oder bezaubert ist.

— So lasse ich es mir gefallen, sagte Leopold, gravitätisch mit dem Kopfe nickend. Du hast Dich

gut zu entschuldigen gewußt, ich finde Dich um so eher gerechtfertigt, als ich gestehen muß, daß mir etwas Aehnliches passiret ist, und daß ich auch ganz und gar bezaubert war, da ich dieses Portrait zuerst betrachtete. Ich habe niemals eine Dame von so unvergleichlicher Schönheit gesehen, und es will mich bedünken, als läge in diesen reizenden Zügen so ein gewisser Ausdruck von anmuthiger Schelmerei und heiterer Gemüthsart, daß man wohl daraus schließen kann, es sei die Prinzessin Claudia Felicitas nicht blos jung und schön, sondern auch von gefälligem Wesen, von angenehmen Formen und von einem fröhlichen, liebenswürdigen Charakter, welcher jede lange Weile und jeden Mißmuth aus ihrer Nähe fern hält.

— Die Prinzessin schaut aus wie das Vergnügen und die Freude selber, rief der Fürst begeistert. Je länger man dieses Bildniß betrachtet, desto entzückter wird man davon! Wenn ich ein Maler wäre, und ich sollte eine Venus darstellen, so würde ich nur die Prinzessin Claudia Felicitas malen!

— Ich würde mir das aber sehr verbitten, rief der Kaiser eifrig, ich würde keinem Maler gestatten,

solches Crimen laesae majestatis zu begehen, denn ich würde es mit unnachsichtiger Strenge rügen und strafen. Aber horch, fuhr der Kaiser fort, sichtlich verwirrt und verlegen über seine eigene Heftigkeit, da schlägt die Uhr die zwölfte Stunde und Pater Balthasar wird mich anjetzo in der Kapelle erwarten. Gehe denn, Eusebius, und Alles, was wir heute gesprochen haben und Alles, was geschehen ist, sei vergessen und vergeben!

Er entließ den Fürsten mit einem gnädigen Kopfneigen und es stand ein Lächeln auf seinem Angesicht, während Fürst Lobkowitz ungewöhnlich ernst und tiefsinnig dreinschauete und gesenkten Hauptes und sorgenvoller Miene die Burg verließ.

— Er sagt wohl, es soll Alles vergeben und vergessen sein, murmelte Fürst Lobkowitz leise vor sich hin, während er über den Burgplatz nach der Augustinergasse dahin schritt. Aber es kann doch eine Zeit kommen, wo er sich meine Worte ins Gedächtniß zurückruft und wo sie zu Anklägern wider mich werden! Ach, welch ein ungeheurer Dummkopf war ich, nicht zu begreifen, daß just diese üppige Schönheit mit dem kühnen Blick das Herz des unschuldigen und tugendhaften Kaisers erobern und

daß justement der Kontrast seines und ihres Wesens ihn anreizen würde. Eusebius, ich gebe Dir das Zeugniß, daß Du Dich heute als ein vollständiger Narr und Dummkopf betragen hast, denn —

— Hurrah, hurrah! tönte es auf einmal dicht neben ihm. Da haben wir ihn ja, da haben wir den Kerl, der an der ganzen Geschichte die Schuld trägt! Warte nur, Du sollst es büßen! Hurrah, hurrah! Wir haben ihn!

— Wen habt Ihr? fragte der Fürst, sich an einen der Studenten wendend, die in einem großen Trupp vor der Augustinerkirche standen, und an denen er eben achtlos und in Gedanken vertieft hatte vorübergehen wollen. Wen habt Ihr denn, und was habt Ihr denn, Ihr lustigen Bursche, und was bedeutet denn Euer Schreien und Hurrahbrüllen?

— Es bedeutet daß wir den Kerl wieder haben, der Schuld ist an dem ganzen Krawall, an den blutigen Köpfen, den Wunden, Hieben und Stichen, welche hier ein paar Stunden lang ausgetheilt worden sind. Er hatte sich verkrochen und sich in dem Schilderhaus drüben neben der Soldatenwache versteckt, aber wir haben ihn entdeckt und herausgeholt, und wir wollen jetzt Rache nehmen für unsere Brü-

der, welche verwundet oder, was noch schlimmer ist, getödtet worden sind.

— Laßt mich den Kerl sehen, rief Fürst Lobkowitz. Laßt mich den frommen Jesuiten-Pater sehen, der seine Hände wieder in so unheilige Dinge gesteckt hat. Denn nicht wahr, es ist doch wieder einer von den frommen Patres gewesen, der all' das Unheil angerichtet hat?

— O Herr, wie möget Ihr nur so etwas denken, rief der Student, welchen der Fürst angeredet hatte, mit dem Ausdrucke tiefer Entrüstung, wie kann man nur denken, daß die frommen Väter zu dergleichen Streit und Kampf ihre Hände darbieten würden. Nein, im Gegentheil, ich sah die frommen Patres immer beschwichtigend und zum Frieden mahnend durch die Menge sich hindurch winden, und wo der Kampf am hitzigsten und gefährlichsten erschien, da sah man allemal die frommen Väter, und sie waren bemüht zu versöhnen und die streitenden Parteien zum Niederlegen der Waffen zu vermögen.

— Ah, Ihr sahet das, frommer Pater? fragte Lobkowitz mit einem lauten spöttischen Lachen.

— Mein Herr, rief der Andere erzürnt, ich bin kein frommer Pater, sondern ganz im Gegentheil,

ich bin ein Student, ein lustiger Bursche, wie alle Studenten.

— Und wie heißt Ihr, mein lustiger Student, welcher die frommen Patres so beredt zu vertheidigen weiß?

— Im Grunde genommen geht Euch das gar nichts an, aber ich will es Euch doch sagen, dieweilen ich mich meines Namens nicht zu schämen habe. Ich heiße Philipp Müller, und man nennt mich in ganz Wien nur den lustigen Studenten Philipp.

— Ah, Herr Student Philipp Müller, rief Lobkowitz. Was wird aber Euer hochehrwürdiger Ohm, der kaiserliche Beichtvater Peter Balthasar Müller dazu sagen, daß Ihr heute an diesem abscheulichen Krawall Theil genommen habt, und eigentlich Derjenige gewesen seid, welcher den ganzen Skandal angefangen hat?

— Herr, das ist nicht wahr, rief Philipp Müller, ich bin ganz unschuldig an der ganzen Sache. Aber da! da ist der Schuldige! Der Augustin ist es, der schändliche Bruder der schönen Barbara!

Eine Schaar Studenten schleppte eben mit lautem Jubel eine zerfetzte, blutende, elende Menschengestalt von der Seite der Augustinerkirche herbei, in

die Mitte des Platzes, auf welchem sich damals ein Brunnen in Form einer abgestumpften Säule befand. Vier von den übermüthigen Studenten packten jetzt die wimmernde, heulende Gestalt und kletterten mit ihr an dem Säulenschaft empor und setzten sie auf dieselbe. Die Studenten brachen in lautes Jubeln und Lachen aus.

— Sehet da, riefen sie, sehet den neuen Heiligen. Schauet nur seine verzückten, gottseligen Mienen! He, Augustin, heiliger Augustin, wo sind denn Deine schönen Hochzeitskleider? Wo ist denn Deine Schwester, die Braut des Schneidermeisters Wenzelius?

— Ach, Ihr Herren, wimmerte der arme Augustin, Alles fort, Alles weg! Meine Hochzeitskleider habt Ihr mir vom Leibe gerissen, meine Schwester habt Ihr mir entführt. Alles ist fort, Alles ist weg! Habt Erbarmen mit mir! Lasset mich herunter! Ich bin elend, zerschlagen, krank. Mein ganzer Körper ist mit Schwielen und Wunden bedeckt! Habt Erbarmen und laßt mich gehen!

— Nein, Augustin, lieber Augustin, brüllten die Studenten, wir lassen Dich nicht gehen, und wenn Du nicht fein still und ruhig sitzest, und wenn es Dir einfällt herunter zu steigen, so spielen wir mit

Dir Fangeball und Fuchsprellen, und Du wirst dann am jüngsten Tage Deine Glieder schwerlich wieder zusammen finden. Meinst denn, Du niederträchtiger schlechter Kerl, daß nicht Viele von uns auch Schwielen und Wunden haben und blutig geschlagen sind? Und wer ist Schuld daran? Der Augustin, der tolle Augustin! Der Fiedler Augustin!

— Nein, wahrlich nein, Ihr Herren, schrie Augustin. Ich bin nicht Schuld daran. Die Herren Studenten haben den Streit angefangen, ganz gewiß, sie haben's gethan. Ich konnt's doch nicht leiden, daß sie mir meine Schwester entführen und ihren Bräutigam verspotten wollten, mußte doch das Brautpaar vertheidigen!

— Ja, hast sie schön vertheidigt, schrie Philipp, mit der geballten Faust zu dem wimmernden Augustin empordrohend. Hast sie vertheidigt mit Deiner Fiedel, hast Deine Fiedel dem tapfern Bernhard auf dem Kopfe entzwei geschlagen, Du erbärmlicher Wicht. Ich hab's mit meinen eigenen Augen gesehen, wie dem Bernhard das Blut aus der Stirnwunde über's Gesicht niederlief. Er mußte nach Hause gehen und uns Alle im Stiche lassen, denn die Augen ver-

schwollen ihm ganz, so hat der Auguſtin mit ſeiner Fiedel ihn geſchlagen.

— Wir wollen den Kerl dafür auch zerſchlagen, brüllten die Studenten. Wir wollen ihn wie ſeine Fiedel in Stücke zerſchlagen und ſie unter die Füße ſtampfen. Er hat unſern Bruder Bernhard verwundet, er ſoll dafür geſtraft werden. Herunter mit dem Kerl! Herunter!

Und zwanzig Arme ſtreckten ſich empor und wollten ihn faſſen, ihn herabziehen.

Aber Philipp ſchwang ſich an dem Säulenſchaft empor und wehrte die Angreifer zurück. Laßt ihn, Brüder! Was wollen wir den Lumpenkerl noch mehr zerlumpen. Er verdient's gar nicht, daß wir am End' noch um Seinetwillen in Ungelegenheit kommen. Aber ſeine Strafe muß er haben! Eine luſtige Strafe, wie ſie ſich ziemt für luſtige Brüder Studio.

— Was für eine Strafe denn, Philipp?

— Er ſoll uns Muſik machen und wir wollen dazu tanzen. Seine Hochzeitsmelodie ſoll er uns aufſpielen, mit der er im Brautzug dahergefiedelt kam. Wir ſind ja heute die Sieger geweſen, und die Stadtguardia hat abziehen und uns den Platz räumen müſſen! So laßt uns unſern Sieg mit einem luſti-

gen Tanz feiern, und der Auguſtin ſoll uns Muſik dazu machen!

— Ja, ja, ſchrieen und jubelten die Studenten, ja, wir wollen den Siegesmarſch tanzen, und der Auguſtin ſoll uns die Muſik dazu machen. Eine Fiedel her! Schafft eine Fiedel herbei!

— Ich hol' eine, ſchrie einer von den Studenten. Die Muſikanten vom Hochzeitszug haben ihre Inſtrumente in der Vorhalle der Auguſtinerkirche niedergelegt. Ich hol' eine Fiedel. Wartet nur!

Und in luſtigen Sätzen ſprang der Student über den Platz nach der Wieſe hin.

— Ach habet doch Mitleid, Ihr Herren, wimmerte Auguſtin. Ich kann wahrlich doch nicht aufſpielen zum Tanz. Meine Glieder ſind zerſchlagen, meine Kleider ſind zerfetzt, und —

— Da iſt die Fiedel, lieber Auguſtin, die Fiedel! Jetzt ſpiel uns auf zum Tanz! Einen luſtigen Hochzeitsreigen wollen wir tanzen. Faßt Euch Alle an, Ihr Burſche! laßt uns ein Rondo tanzen!

Und die Burſche gaben ſich lachend die Hände und bildeten einen großen Kreis um den Säulenſchaft, auf welchem der unglückliche Muſikant hockte.

— Aufgespielt, Fiedler, oder wir holen Dich herunter und spielen mit Dir Fuchsprellen!

— Ach, ach, Ihr Herren! Ich kann ja nicht spielen! Meine Hände thun mir so weh! Mich friert so sehr! Seht doch nur, ich habe ja keinen Rock, ich habe ja keine Weste! Alles ist zerrissen, Alles ist weg!

Zwei riesige Studenten sprangen aus dem Kreis hervor, und traten an die Säule heran.

— Spiel auf, Fiedler, schrieen sie, spiel auf, oder wir zerreißen Dir Deine Glieder! Spiel auf, und nicht bloß Dein Rock ist weg, sondern der Augustin selbst ist weg! Spiel auf, oder es ist aus und zu End' mit Dir!

Und geschreckt von der Drohung, von den wüthenden Gesichtern, nur bedacht, sein elendes Leben zu erretten und dem Zorn der Studenten zu entgehen, nahm Augustin die Fiedel zur Hand und begann auf seinem Säulenschaft zu fiedeln und zu spielen, und die Melodei seines Hochzeitsliedes zu geigen.

Die Studenten tanzten jetzt in übermüthiger Lust den Rundtanz um den Platz, und pirouettirten und sprangen in die Luft und zappelten mit den Beinen, drehten und kreischten, daß man kaum vor ihrem

Getobe die kreischenden und winmernden Töne vernahm, welche Augustin auf der Höhe seiner verstimmten Fiedel entlockte.

Auf einmal mitten im Tanz sprang Philipp Müller aus dem Kreise der Studenten zu der Säule heran, auf welcher der Fiedler stand, und sich tief verneigend, und dann hoch empor reckend, begann er mit brüllender Stentorstimme zu singen: „Ach Du lieber Augustin! Alles ist weg! Rock ist weg, Westʼ ist weg! Augustin selbst ist weg! Ach Du lieber Augustin, Alles ist weg!“

Und in ungeheurem Chor fielen die Studenten jubelnd ein: „Ach Du lieber Augustin, Alles ist weg!“

Droben auf der Säule stand Augustin und geigte in verzweiflungsvoller Standhaftigkeit sein Hochzeitslied, dessen Melodie der Student Philipp seinem poetischen Text gar künstlerisch angeschmiegt hatte.

Die Thränen liefen dem armen Burschen über die Wangen in den bestaubten blutigen Bart, aber spielen, immer wieder aufspielen mußte er es doch sein lustiges Hochzeitslied, und immer wieder mit Jubeln und Lachen sangen die Studenten um ihn her: „Ach Du lieber Augustin! Alles ist weg! Rock

ist weg! West' ist weg! Augustin selbst ist weg! Ach Du lieber Augustin, Alles ist weg!",

Und von dem Platz vor der Augustinerkirche tönte das Lied hinein in die angrenzenden Straßen und lustige Ohren faßten es auf, und lustige Kehlen sangen es nach, und Einer wiederholte es dem Andern und lehrte es ihm singen das Spottlied der lustigen Studenten von Wien. Am nächsten Tage hörte man es schon auf allen Gassen, und wo der Fiedler Augustin sich sehen ließ, da tönte es ihm lachend und spottend entgegen: „Ach Du lieber Augustin, Alles ist weg!"

Und „auf Flügeln des Gesanges" tönte das neue Studentenlied weiter, hinaus auf die Landstraßen, hinein in die Städte, und fand überall bereitwillige Ohren, welche es auffaßten, bereitwillige Kehlen, welche es sangen. Die Väter wiederholten es ihren Kindern, und die Kinder dereinst wieder ihren Kindern, und nach Jahrhunderten noch tönt das Lied der lustigen Studenten von Wien hier und dort im lieben Deutschland wieder. Jeder kennt es, Jeder hat es irgendwo einmal gehört, und aus der Wehmuths- und Schmerzensklage des armen Fiedlers

ist ein deutsches Volkslied geworden, das den Augustin unsterblich gemacht hat.*)

*) Der Fiedler Augustin, welchen damals im Jahre 1673 die Studenten von Wien mit diesem Spottlied verherrlichten, hatte einige Jahre später auch ein anderes, seltsames Geschick. Es war im Jahre 1679, als die Pest als grausamer Würgengel in Wien wüthete, und in sechs Monaten über fünfzigtausend Menschen hinwegraffte. Die Leichen wurden von den Siechknechten auf Wagen geladen, hinausgefahren auf den Kirchhof von St. Ulrich vor dem Burgthor, um dort in große Senkgruben geschüttet zu werden. Der Fiedler und Sackpfeifer Augustin, der sich seit jener unglücklichen Affaire und seit seiner unbequemen Berühmtheit dem Trunk ergeben hatte, lag starr und steif wie ein Todter am Wege, und da die Siechknechte ihn für einen Todten hielten, luden sie ihn auf den Wagen und warfen ihn mit den andern Leichen in die Pestgrube. Einige Stunden später, als der Augustin seinen Rausch ausgeschlafen hatte, erwachte er, arbeitete mit der Kraft der Verzweiflung sich unter den Todten hervor, konnte aber doch aus der Grube wegen ihrer Tiefe nicht heraus kommen. Nun schalt und fluchte und wetterte er so lange, bis der Tag anbrach und die Siechknechte, welche mit einer neuen Fuhre Leichen herankamen, ihn aus der Grube zogen. Seltsamerweise hatte das furchtbare Nachtquartier inmitten der verpesteten Leichen dem Wüstling nicht geschadet und er hat nachher noch viele Jahre zu Tanz und Trunk aufgespielt. Siehe: Hormayr, Wien's Geschichte. Th. V, S. 147.

V.

Prinzessin Claudia.

— Seid gnädig, theure Großmama, rief die Prinzessin Claudia Felicitas, indem sie sich auf dem Fußkissen niederkniete, welches vor dem Lehnstuhl der Herzogin Anna v. Medicis lag. Seid gnädig, wiederholte sie noch einmal, ihre Hände faltend, und mit ihren großen, schwarzen Augen schalkhaft lächelnd zu der Herzogin aufblickend.

Die Herzogin nahm das schöne rosige Antlitz ihrer Enkelin in ihre beiden Hände und drückte einen Kuß auf ihre schwarzen Haare, welche in langen Locken zu beiden Seiten ihrer Wangen niederfielen, und das edle Oval ihres Angesichtes wie mit einem Rahmen einfaßten.

— Mein theures Kind, sagte sie weich, gerade weil ich Dir gnädig bin, muß ich anjetzo hart gegen Dich scheinen, gerade weil ich Dich liebe, muß ich

Dir Deine Bitte abschlagen! Es ist unmöglich! Ich darf Dir Deinen Wunsch nicht erfüllen!

— Und warum nicht? fragte die Prinzessin heftig. Warum kannst Du meinen Wunsch nicht erfüllen?

— Weil er verstößt gegen die Etiquette.

— O diese Etiquette! rief die Prinzessin, ihre kleinen Hände drohend emporstreckend. Ich hasse sie, ich verabscheue sie.

— Aber Du mußt Dich ihr doch ein Weniges unterwerfen, fuhr ihre Großmutter achselzuckend fort. Schüttle nicht Dein Haupt, sage nicht, daß Du es nicht willst. Du wirst und mußt es thun, Claudia, wär's auch nur um meinetwillen! Die kaiserlichen Anverwandten in Wien dürfen nicht sagen, daß ich meine Enkelin, die Erzherzogin Claudia, schlecht erzogen habe, und keine strenge Hüterin ihrer Tugend und Sittsamkeit gewesen bin.

— Aber, theuerste Großmutter, rief die Prinzessin mit erglühenden Wangen, Niemand wird sich erfrechen, dergleichen Abscheulichkeiten zu sagen! Jedermann kennt die Tugend und unnahbare Hoheit meiner erlauchten Frau Großmutter. Jedermann weiß, daß nichts Unlauteres, Unehrbares von ihr gebilligt würde. Und was will ich denn eigentlich?

Was ist es, das ich von meiner theuren Großmutter mir erflehen will?

— Die Erlaubniß zu einem Verbrechen, mein Kind, rief die Herzogin feierlich, und zwar zu einem Verbrechen, welches in den Augen mancher Leute schlimmer ist, als wie ein Mord. Du willst Dich versündigen gegen die Etiquette, Du willst den strengen Gesetzen Hohn sprechen, welche jedes Wort, jeden Schritt einer Erzherzogin bewachen und regeln.

— Ja, rief Prinzessin Claudia mit flammenden Augen, ja, ich will die Ketten zerreißen, mit welchen man meine Jugend, meine Lebenslust, mein fröhliches, welsches Blut einengen und abtödten möchte. Ich will mir zwei Tage der Freiheit, der Einsamkeit, des Alleinseins erobern! Ich will zwei Tage haben, um unbehindert und unbeobachtet durch Feld und Wald zu schweifen, in einer Hütte zu übernachten, die Sonne aufgehen zu sehen, und dabei allein zu sein, ganz allein!

— Und ich wiederhole Dir, mein Kind, daß dies unmöglich ist, ganz unmöglich. Du bist eine Erzherzogin von Oesterreich!

— Das sagt Ihr immer, damit martert Ihr mich immer, rief Claudia, trotzig mit dem kleinen Fuß

auf den Teppich aufschlagend. Aber es ist nicht wahr, ich bin keine Erzherzogin von Oesterreich, will es nicht sein! Ich bin die Tochter meiner Mutter, der Prinzessin von Medicis, die Tochter meiner theuren Großmutter, der Herzogin von Medicis und Urbino, ich bin eine Italienerin!

— Aber Du bist doch zugleich auch die Tochter Deines Vaters, des Erzherzogs Ferdinand Karl von Tirol, welcher der Oheim des regierenden Kaisers war, sagte die Erzherzogin ernst.

— Und was habt Ihr von dieser glorreichen Verwandtschaft? fragte die Prinzessin trotzig. Wozu nützt sie mir? Was für Freuden bereitet sie mir? Sie bindet mir Hände und Füße, sie macht aus mir eine Staatsgefangene, welche nicht gehen darf, wohin sie will, nicht thun darf, was sie möchte, und was an sich ganz ehrbar und harmlos ist, welche wie ein armes, unglückliches Lamm, dem man den Fuß an einen Klotz gefesselt hat, sich immer im Kreise drehen und Tantalus-Qualen erdulden muß. Großmutter-Herzogin, frage Dich auf Dein Gewissen: was hatte ich davon, daß ich eine Erzherzogin von Oesterreich bin und daß mein Vater der Oheim des regierenden Kaisers war?

— Mein Kind! Du haſt davon die Ehre und das ſtolze Bewußtſein Deiner Größe und Erhabenheit.

Die Prinzeſſin lachte hell auf, und der ſilberne Ton dieſes jugendlichen, friſchen Lachens hallte gar wunderſam wider in dem alterthümlichen Saale und machte die kleinen Glasſcheiben in den geſchnitzten Bogenfenſtern erklingen. Großmutter, ſagte ſie, willſt Du mir dies Bewußtſein abkaufen? Willſt Du mir dafür erlauben auf die Falkenjagd zu gehen und zwei Tage droben in der Sennhütte als Sennerin zu leben? Ich bitte Dich, was ſoll ich mit dieſem glorioſen Bewußtſein meiner erhabenen Abſtammung? Es langweilt mich fürchterlich, denn ihm zu Ehren leben wir abgeſondert von den glücklichen und freien Menſchen. Winters in dem alten grauen Schloß zu Innsbruck und Sommers hier droben in dem alten grauen Schloſſe Ambras.

— Aber iſt es nicht ſchön hier? fragte die Herzogin, mit der Hand nach dem Fenſter hindeutend. Schaue hinaus auf das wundervolle Land Tirol, auf die Berge und Thäler, die ſonnigen Matten, die plätſchernden Waſſerfälle, und dann geſtehe mir zu, daß Du undankbar biſt, wenn Du Dich beklagſt, hier in dem grauen Schloſſe Ambras leben zu müſſen.

— Nein, Großmutter Hoheit, es ist nicht undankbar, rief die Prinzessin, daß ich eben hier leben muß, gerade dies ist ja mein Unglück. Ihr wiederholt mir immer, ich solle nicht vergessen, daß ich eine Erzherzogin von Oesterreich bin. Aber warum dürfen es denn meine erhabenen kaiserlichen Verwandten vergessen? Warum aber erinnern sie sich meiner gar nicht, warum kümmern sie sich gar nicht um mich? Sie wissen ja doch, daß ich in der Welt bin! Mein Herr Vetter, der Kaiser Leopoldus mit der dicken Unterlippe, kennt ja doch seine Muhme, die Erzherzogin Claudia Felicitas! Ich habe ihm ja doch, als er damals vor sieben Jahren die Erbhuldigung vom Lande Tirol empfing, die Honneurs unseres Hauses gemacht, obwohl ich damals kaum dreizehn Jahre zählte. Er weiß also doch, daß ich existire. Warum kümmert er sich nicht um mich? Warum ladet er mich nicht zur Winterszeit nach Wien ein, damit ich dort theilnehme an den Lustbarkeiten seines Hofes? Warum gibt er mir nicht im Sommer eines seiner schönen Lustschlösser in der Umgebung Wiens, von denen ich so viel gehört habe, die man mir als so wunderschön geschildert hat? Warum müssen wir Beide hier immer in den Tiroler Bergen einge-

schlossen bleiben wie zwei verzauberte Prinzessinnen, während sie da draußen in Wien in Lustbarkeiten und Festen schwelgen? Sie haben uns vergessen, Groß-mutter-Herzogin, vollständig vergessen! Und sie mögen es thun, meinetwegen! Mir liegt nichts daran, und Dir wahrscheinlich auch nicht; aber es muß uns dann frei stehen, sie auch zu vergessen, und uns auch nicht um sie zu kümmern, sondern zu leben, wie es uns gefällt und unseren Neigungen angemessen ist!

— Mein Kind, sagte die alte Herzogin sinnend, Du irrst Dich! Sie haben uns in Wien nicht vergessen, vielmehr gedenken sie Deiner gerade jetzt. Ich habe davon Beweise.

— Was für Beweise, Herzogin? Sage es mir!

— Ich sollte es eigentlich wohl nicht thun, denn man hat mich darum ersucht, Dir diese Sache zu verschweigen. Aber um Dir zu beweisen, daß Deine kaiserlichen Verwandten Dich nicht vergessen haben, will ich Dir ein Geheimniß anvertrauen. Ich erhielt vor acht Tagen durch meinen Beichtvater, den guten Pater Sebastian, ein sehr gnädiges und freundliches Handschreiben meiner lieben Muhme, der verwitweten Kaiserin Eleonora Gonzaga von Mantua, meiner Schwestertochter.

— Und das verschwiegst Du mir, fragte die Prinzessin lebhaft, Großmutter, das verschwiegst Du mir?

— Die Kaiserin bat mich ausdrücklich in ihrem Schreiben darum.

— Was aber wollte sie von Dir? Was schrieb die Kaiserin?

— Sie schrieb: Der Kaiser Leopoldus werde sich mit Nächstem wieder vermählen, und es sollten daher zum Winter viele Hoffestlichkeiten in Wien statthaben. Es mangelt dazu aber an Prinzessinnen, welche die Feste beleben und zu den nächsten Umgebungen der Kaiserin gehören sollten. Sie, die Frau Kaiserin Mutter, habe es daher übernommen, einige der Prinzessinnen aus der kaiserlichen Verwandtschaft an den Hof zu ziehen. Aber um unter den vielen Muhmen, Nichten und Kousinen kaiserlicher Majestät eine richtige Auswahl zu treffen, welche der jungen Kaiserin angenehm sein möge, wäre es nothwendig, daß sie vorher die Portraits derselben anschauen und darnach ihre Wahl treffen könne. Sie ersuchte mich also, ihr Dein Portrait zu senden.

— Und Du hast das gethan? rief die Prinzessin mit so zürnendem Ausdrucke, so flammenden Augen,

daß die alte Dame ganz erschrocken und ängstlich erbebte und ihren Blick niedersenkte.

— Mein Kind, sagte sie leise, es war doch unmöglich diesem kaiserlichen Ansuchen zu widerstehen, und der allmächtigen Kaiserin Mutter diese Forderung zu refusiren. Ich habe ihr das Miniatur-Portrait gesandt, welches der Graf Ferraris vor einigen Monaten gemalt hat.

Prinzessin Claudia stieß einen Schrei aus und verbarg ihr Antlitz in ihren Händen.

— Mein Gott, Claudia! rief die Herzogin angstvoll, was fehlt Dir? Weßhalb weinst Du?

— Du fragst noch darnach, Großmutter? erwiederte Claudia, indem sie wieder ihr Haupt erhob und mit bleichen Wangen, mit bittenden Augen die Großmutter anschaute. Du fragst, warum ich weine, warum ich außer mir bin vor Zorn und Schmerz? Mein Gott, fühlst Du denn nicht die furchtbare Demüthigung, welche sie mir zufügen wollen? Erbarmt es Dich nicht zu sehen, was sie aus Deiner armen verwaisten Enkelin machen wollen? Es war also nicht genug, daß ich enterbt und einsam leben mußte, daß mein liebes, schönes Tirol dem Kaiser als Erbe zufiel, daß ich, die Tochter des Herzogs von Tirol,

die letzte Erbin des Hauses, nur noch aus Gnaden hier leben durfte, und —

— Meine Tochter, unterbrach sie die Herzogin, dies war des Schicksals Wille, und Du kannst Niemand für das verantwortlich machen, was das Schicksal gethan hat.

— Nein, rief die Prinzessin stürmisch, Du weißt, daß es nicht so ist, Großmutter, Du weißt, daß nicht das Schicksal den Ruin unseres Hauses verhängt hatte, sondern, daß der Mord es gethan hat.

— Still, mein Kind, still, murmelte die Herzogin angstvoll, rühre nicht an die alten Trübsale unseres Hauses, hebe nicht den Schleier von der Vergangenheit, sondern lasse sie bedeckt sein mit Nacht und Schweigen.

— Ich will nicht, Großmutter, ich will nicht, mögen die alten Wände es hören, und es meinetwegen hinausklingen in die Welt: es ist der Mord gewesen, welcher uns vernichtet hatte.

— Mein Kind, Du weißt es, Dein armer, geliebter Vater starb nach langem Siechthum, nach langer, schmerzvoller Krankheit.

— Ich rede auch nicht von meinem Vater, obwohl ich weiß, daß er früher, da meine Mutter noch

lebte, ein kräftiger, gesunder Mann war, und gar nichts ahnen ließ von der seltsamen Krankheit, welche wie ein schleichendes Gift seinen Körper durchwühlt und gemartert hat. Ich rede von meinem theuren Oheim, dem Erzherzog Sigismund Franz, dem letzten Regenten von Tirol. Du weißt, Großmutter, er hatte sich vermählt, und wir hatten in Innsbruck seine Vermählung mit der Prinzessin von Sulzbach gar festlich begangen.

— Es war eine unglückliche Vermählung, sagte die Herzogin seufzend, wer weiß, ob der gute Herzog nicht noch lebte, wenn er eine andere Gemahlin gewählt hätte. Aber man hatte ihm diese Prinzessin aufgedrungen, es war der Wille des Kaisers, der ihn zu dieser Verbindung zwang. Auch die Prinzessin hatte nur ungern und widerstrebend sich dem Befehle ihrer Familie gefügt, und sich mit dem Herzog von Tirol vermählt. Man sagt, sie habe eine andere Liebe im Herzen getragen, und sei sogar heimlich mit einem jungen italienischen Marchese vermählt gewesen. — Das Brautpaar ging mit gar trauriger Miene zum Traualtar, und auch beim Festessen sprachen sie Beide kein Wort miteinander.

— Und zwei Tage nach der Hochzeit, fiel Claudia

ein, unternahm die Frau Herzogin eine Reise zu ihrer Frau Mutter, welche, wie man sagte, schwer erkrankt sei, und wir haben sie niemals wiedergesehen. Mein guter Oheim aber ging von Innsbruck nach Schloß Ambras hinaus, wo wir Beide schon einige Tage vorher unsere Sömmerresidenz aufgeschlagen hatten. Ach, es waren schöne Tage, Großmutter, denn mein Oheim war so liebevoll und gütig gegen mich, wir waren immer miteinander und ich fühlte mich so glücklich und froh, als hätte ich meinen geliebten Vater wieder an meiner Seite. Ich liebe Dich wie meine Tochter, wie meine Schwester, sagte er eines Abends zu mir.

— O, Großmutter, es war hier, hier in diesem Saale, und mir ist es, als hörte ich noch jetzt seine Stimme, als sähe ich diese großen tiefernsten und sinnigen Augen, welche mit einem Ausdruck unendlich tiefer Zärtlichkeit auf mich gerichtet waren. Dort standen wir am Fenster, Großmutter, dort in jener Nische. Es war Abend und wir hatten die Fenster geöffnet und schaueten Beide hinab in das wundervolle Thal, das im rosigen Glanze der Abendsonne dalag. Wir hörten das ferne Geläute der Abendglocke, das Klingeln der Schellen und Glocken

von den Kühen, welche daneben auf den Matten weideten. Ich weiß nicht, wie es kam, aber mir ward auf einmal so weh, so traurig zu Sinne und die Thränen traten mir in die Augen und liefen langsam über meine Wangen nieder. Der Oheim sah es, faßte sanft meine Hand und fragte: „Warum weinst Du, Du geliebte Tochter meines Bruders?“

— Ich weiß es nicht, erwiederte ich leise. Ich freue mich nur, daß der liebe Herrgott unser liebes Land Tirol so schön gemacht hat, und daß Du der Herzog von Tirol bist. Aber, lieb Oheim, was soll aus mir werden? — Und wie ich so kindisch fragte, da faßte er meine Hand und schaute mir tief in die Augen. Eine Herzogin von Tirol soll aus Dir werden, sagte er leise, und Deine Söhne sollen die zukünftigen Herzoge von Tirol sein. Claudia, wenn ich nun wieder frei wäre und unvermählt und Du wärest zur Jungfrau herangewachsen, könntest Du alsdann Dich wohl entschließen, meine Herzogin und Gemahlin zu werden?

— Ich sagte aus vollem und freudigem Herzen Ja! Da drückte er einen Kuß auf meine Stirn und sagte leise: „Ich darf so zu Dir sprechen, Claudia, denn ich bin unvermählt vor Gott und meinem Ge-

wissen, und der Papst wird diese Ehe lösen, zu welcher man die Prinzessin von Sulzbach und mich gezwungen hat. Eine gezwungene Ehe ist keine Ehe und die Prinzessin hat bei der Trauung so laut geweint, daß Niemand sagen kann, er habe sie das bindende Jawort aussprechen hören. Sie wird nicht zu uns zurückkehren, Claudia. Du bist das einzige Wesen, das ich liebe und für welches ich zu sorgen habe. Du bist meine Tochter so lange, bis es vielleicht in einigen Jahren Gott gefallen möge, mir ein höheres Glück noch zu verwilligen. Bis dahin, Claudia, schwöre mir, Alles, was ich Dir gesagt habe, als ein tiefes unverbrüchliches Geheimniß zu bewahren und zu keinem Menschen, auch nicht zu Deinem Beichtvater davon zu sprechen. Ich leistete ihm freudig den Schwur und sagte ihm, daß ich außer Dir, meiner Großmutter, Niemand auf der Welt liebe als ihn allein, und daß ich ihn immer lieben wollte. Da auf einmal erklang drunten im Thal die Sterbeglocke, und wie leises Wimmern und Klagen tönte sie zu uns herauf. Wir schraken Beide zusammen und schauten auf. Die Sonne war untergegangen, tiefe Schatten lagen auf dem Thal, und nur droben auf den Bergspitzen leuchtete noch ein

letztes verglühendes Abendroth, und die Sterbeglocke wimmerte und klagte fort und fort. Das ist ein böses Omen, sagte der Herzog, ein böses Omen! Er küßte mich auf die Stirne, legte segnend seine Hände auf mein Haupt und flüsterte: „Sei verschwiegen, Claudia, verschwiegen wie das Grab.“

— Wie das Grab! Die Worte tönten noch in meinen Ohren wieder, da war ich schon allein im großen Saal, da hatte er mich schon verlassen. Und eine furchtbare Angst, ein unerklärliches Grausen überkam mich auf einmal. Ich schrie laut auf, ich rief um Hilfe, und als die Diener mit Licht herbeikamen, fanden sie mich ohnmächtig am Boden liegen.

— Mein Gott, ja, ich entsinne mich dessen, murmelte die Herzogin, sich fromm bekreuzigend. Sie riefen mich herbei und nach langem Bemühen der Aerzte gelang es, Dich ins Leben zurückzurufen. Du erwachtest in meinen Armen, klammertest Dich fest an mich und brachst in einen Strom von Thränen aus. Aber so viel ich auch bat, mir zu sagen, was geschehen sei, so viel ich auch forschte und in Dich drang, es war Alles vergeblich. Du wolltest mir nicht sagen, was Dich auf einmal angewandelt habe. Zuletzt lachtest Du sogar über meine Fragen

und Sorgen, und die Herren Medici beruhigten mich und sagten, Du habest zu lange in der Abendluft am Fenster gestanden, und die Ohnmacht sei die Folge einer Erkältung. Ich glaubte es ihnen und fragte nicht weiter, denn Du warst wieder heiter und gesund, und dann nach einigen Tagen traten so traurige Ereignisse ein, daß ich darüber des kleinen Unfalles ganz und gar vergaß.

— Nach drei Tagen schon, Großmutter! Das böse Omen hatte richtig prophezeit. Nach drei Tagen erkrankte mein Oheim und es hieß, Niemand dürfe zu ihm gehen; die Herren Medici hätten es verboten. Ich aber, ich wollte und ich mußte ihn sehen, und ich beschwor Dich mit Thränen, mich zu meinem lieben Oheim zu führen.

— Und ich mußte es Dir abschlagen, denn die Herren Medici hatten mir gesagt, der Herzog sei so schwach und angegriffen, daß die geringste Aufregung ihm den Tod bringen könne. Ich habe es nachher wohl oftmals bedauert, Claudia, daß ich Dir Deinen frommen Wunsch nicht gewährte, denn ich trug die Schuld, daß Du Deinen Oheim lebend nicht wieder sahest.

— Ich habe ihn gesehen, Großmutter, sagte Claudia feierlich.

— Wie! Du hast ihn gesehen? fragte die Herzogin erstaunt. Du hast den Herzog gesehen? Und darüber hast Du geschwiegen? Und das sagst Du mir erst jetzt nach acht Jahren?

— Und ich weiß selber nicht, warum ich heute sage, was ich mir doch geschworen, Niemandem auf der Welt zu sagen und zu bekennen. Aber es ist mir als müßte ich in dieser Stunde Beichte thun, als sprängen alle Schleusen meines Herzens auf und wollten sich ergießen in das Deine. Der Zorn, Großmutter, der Zorn über die Schmach und Unbill, welche sie mir anthun wollen, hat sie geöffnet, und ich muß Dir jetzt Alles sagen und bekennen. Ja, ich habe den lieben Herzog Franz Sigismund gesehen, trotz Deines Verbotes! Höre nun weiter. Als Du es mir verweigert hattest, mich zu meinem Oheim zu führen, begab ich mich in meine Gemächer, hieß alle meine Frauen mich verlassen und schloß mich ein.

— Ich weiß, ich weiß! sagte die Herzogin leise. Sie kamen zu mir, Deine beiden Kammerfrauen, und fragten mich, wie sie sich zu verhalten hätten und ob sie Dich, wie Du geboten, allein lassen dürften.

Ich sagte ihnen, sie sollten Dir den Willen thun und Dich allein lassen mit Gott und Deinem Schmerz.

— Ich wollte aber allein sein, Großmutter, um zu meinem Oheim zu gehen. Ich kannte einen geheimen Weg, der aus meinem Kabinet über einen engen kleinen Korridor in das Kabinet des Herzogs führte. Gerade an dem Tage, da ich den geliebten Oheim zuletzt gesprochen, hatte er mir diesen geheimen Gang gezeigt und hatte mir gesagt: „Wenn Du einmal Meiner bedarfst, und mir etwas zu sagen hast, was Niemand wissen soll, dann komme auf diesem Wege zu mir.“ Jetzt bedurfte er vielleicht Meiner und ich mußte zu ihm, ich mußte ihn sehen, ihn sprechen! Ich öffnete die geheime Thür in meinem Kabinet, schlüpfte in den Korridor, eilte geräuschlos und unhörbar ihn hinunter, und befand mich jetzt vor der kleinen Thüre, die in das Kabinet führte. Hier stand ich einen Augenblick still und horchte, denn, um zu meinem Oheim eintreten zu können, mußte ich wissen, ob er auch allein sei, ob auch seine Aerzte, seine Diener nicht bei ihm seien. Ich legte also mein Ohr an die Tapetenthür, hielt meinen Athem an und horchte. In diesem Augenblicke ertönte

drinnen im Gemach ein Schrei, ein Todesschrei! Ein Schauer durchrieselte meine Glieder, ich wollte fliehen und vermochte es nicht, und war doch wie gebannt an die Stelle. Wieder zum zweiten Mal tönte ein Schrei. Du willst mich ermorden? hörte ich meinen Oheim mit zitternder Stimme fragen, und eine laute höhnende Stimme antwortete: Ich habe Dich ermordet! Du hast den Giftbecher schon geleert. Lebe wohl, Herzog von Tirol. Nimm dies zum Abschied! Hilfe, Hilfe, ächzte mein Oheim, doch nicht wissend, was ich that, nur den Hilferuf meines Oheims hörend, öffnete ich die geheime Thür, und trat ein.

— Mein Gott, mein Gott, murmelte die Herzogin, ihre Hände faltend. Unglückliches Kind, wie konntest Du nur so verwegen sein! Aber was geschah weiter, Claudia, was sahest Du?

— Ich stand jetzt in dem Gemach, fuhr Claudia fort, und konnte es ganz übersehen, aber mich sah Niemand, denn vor der geheimen Thüre, drinnen im Kabinet, befand sich ein Vorhang, der in schweren Falten bis zur Erde niederfiel. Niemand sah mich, aber ich sah Alles, sah es mit einem einzigen Blick Meinen Oheim, der blaß, todesröchelnd auf seinem

Bette lag, und diese hohe, schlanke Männergestalt, die sich über ihn geneigt hatte. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, denn er stand von mir abgewandt, und ich sah nur seine Gestalt und das lange schwarze Haar, das in schweren Locken über seinen Nacken niederfiel. Dies Alles sah ich in Einem Moment, sah dann, wie der Mann seine Hand nach meinem Oheim ausstreckte, und sie mit einem funkelnden blitzenden Gegenstand wieder hervorzog, hörte zugleich mit schwacher, ersterbender Stimme Hilfe! rufen, und faßte nach dem Vorhang, um ihn zu öffnen, um mich auf den Mörder zu stürzen in meinem kindischen Muth des Schmerzes. In demselben Moment richtete der Mörder sich auf. Er hatte wohl das Geräusch vernommen, und wandte seinen Kopf zur Seite. Eine Sekunde, eine einzige kurze Sekunde sah ich sein Angesicht, das todesbleich war, wie das meines Oheims, sah ein paar schwarze Augen, die gleich Dolchen funkelten, dann sprang er von dem Bett vorwärts nach der gegenüber stehenden Wand zu dem Bildniß, das dort hing, und den Herzog Leopold, meinen Großvater, darstellte. Er legte seine Hand auf den Rahmen, und drückte wohl an einer Feder, denn das Portrait schob sich zur Seite,

ein offener Raum war dahinter sichtbar. Der Mörder sprang in denselben hinein, ich hörte einen Ton, als ob etwas zu Boden fiele. Im selben Moment schloß sich das Bild wieder, und als ich jetzt vorwärts stürzte in das Gemach hinein, zu dem Bildniß hin, schien es wieder fest wie in die Wand gemauert. Ich rüttelte daran, vergeblich, ich tastete an dem Rahmen, um die verborgene Feder zu finden, es war umsonst. Das laute Stöhnen des Herzogs wies mich endlich an sein Lager. Er lag da mit offenen Augen, mit bleichen, zuckenden Lippen. Ich neigte mich über ihn und rief ihn mit zärtlichen Worten und schrie: „Sie haben Dich ermordet, Oheim, ermordet!“

Da hob mein Oheim trotz seiner Todesschmerzen mit seiner letzten Kraft die Hand empor, und legte sie auf meine Lippen, und mit einer Stimme, die hohl und tonlos, wie aus weiter Ferne zu mir herklang, sagte er: „Unglückliches Kind, sage das Niemand, denn sonst ermorden sie auch Dich! Ich befehle Dir zu schweigen über Alles, was Du hier gehört. Es ist der letzte Befehl Deines Oheims! Denke daran und schweige.“ Nun erstarb die Stimme in dem Röcheln des Todes, er konnte nicht mehr

sprechen, nur mit der Hand gebieterisch mich von seinem Lager fort winken. Ich trat zurück. Ein Gefühl des Entsetzens überkam mich, und voll grauender Angst blickte ich in dem Gemach umher, ganz überzeugt, daß aus irgend einem Schlupfwinkel ein Mörder hervorstürzen würde, um auch mich zu ermorden. Aber Alles blieb still, und nur das Todesröcheln meines Oheims unterbrach diese grausenvolle Stille. Da sah ich drüben, vor dem Bilde des Großvaters, einen glänzenden Gegenstand am Boden liegen. Es war der Dolch, den der Mörder aus der Brust des Herzogs gezogen, und den er, indem er hinter das Bild trat, verloren hatte. Ich hob den Dolch, dessen Spitze noch von Blut geröthet war, empor, verbarg ihn in meiner Kleidertasche, und da ich in diesem Moment die Stimmen der beiden Aerzte vernahm, welche sich der Thür näherten, sprang ich hinter den Vorhang, hinaus in den geheimen Korridor, drückte die Thüre hinter mir zu und entfloh.

Wie ich in meine Gemächer zurückgekommen, ich weiß es nicht. Ich fand mich endlich auf dem Fußboden meines Kabinets wieder. Ich mochte wohl einige Stunden bewußtlos da gelegen haben, denn

der Abend dunkelte schon. Vor meiner Thüre standen und klagten meine Kammerfrauen, mit lauter Stimme Einlaß begehrend. Ich erhob mich wie im Traume und öffnete ihnen die Thür. Sie kamen mir zu melden, daß vor einer Stunde der Erzherzog Franz Sigismund, der letzte Herzog von Tirol, verschieden sei. Was weiter geschah, das weiß ich nicht, denn ich verfiel, wie Du ja weißt, in eine schwere Krankheit.

— Wohl weiß ich, Claudia, denn ich saß Tage und Wochen lang an Deinem Lager, und pflegte und wartete Dich, mein letztes Glück, den letzten Schatz und die letzte Liebe, welche das Schicksal mir von einem einst so reichen und glänzenden Leben gelassen hatte. Wochen lang rangest Du mit dem Tode und die Aerzte meinten, es sei sehr selten, daß ein Mensch von einem so heftig und urplötzlich auftretenden Nervenfieber genese, ich müsse mich daher vorbereiten auf Deinen Tod.

Indessen, mein geliebtes Enkelkind, Du genasest, der Tod hatte Erbarmen mit Deiner Jugend und mit meinem Leid, oder vielleicht war es auch die heilige Jungfrau, zu der ich Tag und Nacht betete, welche Erbarmen hatte mit dem tiefen Seelenschmerze

Deiner armen Großmutter, und Dich mir erhielt. In Deinen Fieberphantasien hattest Du oft nach Deinem Oheim gerufen, oft jammernd und wehklagend geschrieen: „Er stirbt! Er stirbt! Sie ermorden ihn!“ Aber die Aerzte meinten, es sei daraus nur zu ersehen, daß es der plötzliche Tod Deines Oheims gewesen, welcher Deine Krankheit verursacht, und daß der Schrecken Deine Nerven so furchtbar erschüttert habe. Als Du dann wirklich, Dank der heiligen Jungfrau und der Geschicklichkeit der Herren Medici, Dich zu erholen begannest, da machten sie es mir zur Pflicht, niemals mit Dir von dem Tode Deines Oheims zu reden und es stets zu vermeiden, die traurigen Erinnerungen daran bei Dir zu wecken. Ich habe diese Pflicht erfüllt bis auf den heutigen Tag, und niemals haben wir Beide von jenem herben Verluste gesprochen.

— Aber nun, da ich heute das Schweigen gebrochen, sagte Claudia lebhaft, nun, da ich Dir die ganze geheime Geschichte meines großen Jugendschmerzes enthüllt habe nun, Großmutter, sei auch Du ehrlich und aufrichtig zu mir. Sage mir, habt Ihr damals wirklich geglaubt, daß der Oheim Franz eines natürlichen Todes gestorben sei? Haben die

Aerzte nicht gezweifelt, haben sie nicht die Leiche untersucht?

— Sie haben es gethan, Claudia Felicitas.

— Und?

— Und sie haben auf der linken Seite, gerade da, wo das Herz sitzt, einen daumenbreiten, scharfen Schnitt gefunden, der zwischen den Rippen tief in das Herz hinein ging und der offenbar von einem scharfen Dolch herrührte. Der Stoß war so sicher und geschickt geführt, daß er den Tod zur Folge haben mußte und eine innere Verblutung bewirkte, während nach außen kaum ein Blutstropfen geflossen war. Die Aerzte aber meinten, nur die italienischen Bravi verständen die Kunst solcher Dolchstöße, denn sie hätten ein Studium daraus gemacht, das Herz mit einem solchen Dolchstoß von unten herauf so sicher zu treffen.

— Entsetzlich, o entsetzlich! ächzte Claudia, ihre Hände vor ihr Antlitz schlagend.

— Ja wohl, entsetzlich! flüsterte die Herzogin. Aber nicht mit diesem Dolchstoß allein hatte man Deinen unglücklichen Oheim ermordet, sondern es zeigten sich auch bald an der Leiche die Spuren der Vergiftung, und da die Aerzte nun die Eingeweide

untersuchten, fanden sie, daß der Herzog in der That vergiftet worden, und zwar mit einem Gift, welches man nur in Italien als Geheimmittel kennt, und welches die „Medicin der Borgia“ genannt wird.

— Und der Mörder? Habt Ihr dem Mörder nicht nachgespürt? fragte Claudia athemlos.

— Alle Nachforschungen sind vergeblich gewesen, nirgends hat man eine Spur von ihm entdecken können. Nur soviel hat man ausfindig gemacht, daß sich um jene Zeit ein Fremder von ziemlich verdächtigem Aussehen in der Umgegend aufhielt, auch am Tage vorher in der Nähe von Schloß Ambras,*) ja wie Einige behaupten, im Schlosse selbst gesehen worden.

— Und dabei habt Ihr Euch beruhigt? fragte Claudia. Habt die Hände in den Schooß gelegt, und höchstens gebetet für den geliebten Herzog, statt seinen Tod zu rächen und seinen Mörder ausfindig zu machen?

— Wir haben keine Mittel unversucht gelassen

---

*) Der Erzherzog Franz Sigismund, der letzte Regent von Tirol, starb in seinem dreiunddreißigsten Jahre eines unnatürlichen Todes. Sein Mörder war ein italienischer Bandit Siehe Hormayr's „Anemonen“ IV.

um ihn zu entdecken, erwiederte die Herzogin kopfschüttelnd. Aber ich sage Dir ja, es ist vergeblich gewesen. Jahre lang haben geheime Agenten sich einzig und allein damit beschäftigt, den Spuren dieses Unbekannten zu folgen, der am Tag des Mordes hier in Ambras gesehen worden, und dessen Verbleiben von demselben Tage an unausweislich ist. Der Kaiser Leopold hat sogar auf die Habhaftwerdung des Mörders einen großen Preis ausgesetzt, aber Niemand ist gekommen, ihn zu beanspruchen, und diese tragische Geschichte ist noch bis heute nicht aufgeklärt worden, sondern in Nacht und Dunkel zu Grabe getragen. Man hat Alles versucht, um den verruchten Mörder des Erzherzogs der irdischen Gerechtigkeit zu überliefern, und vor seinen weltlichen Richter zu stellen, aber da Alles vergeblich gewesen, mußte man endlich darauf verzichten, an die himmlische Gerechtigkeit appelliren, und die Rache Gott, dem obersten Richter, überlassen!

— Nein, rief Claudia hastig, nein, man mußte das nicht thun, und diejenigen, welche es gethan, haben den Herzog Franz Sigismund nicht geliebt, denn sie haben ihn vergessen, sie haben ihn verschmerzt. Ich aber, Großmutter, habe ihn geliebt,

und nie wird der Kummer um ihn in meinem Herzen verlöschen. Er ruhte bisher schweigend und still in meiner Seele, aber nun, da er hervorgetreten an das Tageslicht, da ich endlich vor Dir den Schwur des Geheimnisses gebrochen und Dir gesagt habe, was bisher nur Gott wußte, nun sage ich Dir auch noch dieses: Ich, Großmutter, will die Rache nicht Gott allein überlassen, ich will mich nicht beruhigen mit dem Gedanken, daß die himmlische Gerechtigkeit den Mörder strafen werde, sondern so lange ich lebe, will ich darnach trachten, den Verruchten zu entdecken, der meinen geliebten Oheim doppelt gemordet hat, und mir sagt es eine innere Stimme, daß ich ihn endlich doch entdecken und Rache an ihm nehmen werde für seinen furchtbaren Frevel. Glaube aber nicht, Herzogin, daß es nur die augenblickliche Erregung des Momentes ist, welche mich so sprechen läßt, und daß nun jetzt erst der Wunsch in mir auftaucht, den Mörder zu entdecken. Nein, er hat mich seit jenem furchtbaren Tage niemals verlassen, und wenn Du mich oft still und gedankenvoll gesehen, und wenn Du zuweilen meintest, ich sei launenhaft und versänke oft ganz plötzlich in düsteres Nachsinnen, so war es doch

nur, weil die furchtbare Erinnerung an die Vergangenheit oft vor mich hintrat wie eine lebendige Wirklichkeit, und weil ich dann grübelnd in mir überlegte, wo ich den Mörder zu suchen habe und welche Motive ihn geleitet haben könnten zu so einer furchtbaren That. Wie oft, wie viel hundert Mal habe ich mit grausamer Härte gegen mich selber mir jene ganze fürchterliche Scene in mein Gedächtniß zurückgerufen, um einen Anhalt zu finden für mein Suchen und Forschen, um mir die Züge dieses Menschen, dessen Antlitz ich doch, wenn auch nur wie einen flüchtigen Blitz, gesehen, zu vergegenwärtigen. Aber ich sehe in mir nichts als seine Augen, diese großen, fürchterlichen Augen mit dem Basiliskenblick, nichts als die langen schwarzen Haare, welche wie Schlangen sein Haupt umringelten, und nur der Eindruck, daß sein Antlitz bleich war wie das einer Leiche, ist in meiner Erinnerung geblieben. Alles Andere hat das Entsetzen in mir ausgelöscht, und ich zermartere mich vergebens, mich daran zu erinnern, in welcher Sprache der Mörder jene fürchterlichen Worte gesprochen, ob er sie deutsch, ob italienisch gesagt.

— Wie? das weißt Du nicht? fragte die Herzogin verwundert.

— Nein, Großmutter, denn Du weißt wohl, daß diese beiden Sprachen, die Heimathssprachen meines Vaters und meiner Mutter, mir beide gleich theuer und auch gleich geläufig sind. Spreche ich nicht oft mit Dir deutsch, ohne es zu wissen? Spreche ich nicht oft mit meinen deutschen Kammerfrauen, ja sogar mit meinem deutschen Beichtvater, dem guten Pater Joseph, italienisch, ohne es zu wissen? Und wirren sich nicht oft in meiner Seele die beiden Sprachen so durcheinander, daß ich italienisch denke, während ich deutsch spreche? Auch mit dem theuren Oheim sprach ich bald italienisch und bald deutsch, und deßhalb, weil ich's so gewohnt war, weiß ich mir nicht mit positiver Bestimmtheit zu sagen, in welcher von beiden Sprachen der Mörder jene fürchterlichen Worte ausstieß. Und doch wäre es wichtig, dies zu ergründen, denn sicherlich sprach er doch in jenem Momente höchster Erregung in seiner Muttersprache, und ich wüßte also wenigstens dann, ob der Mörder ein Deutscher oder ein Italiener sei und wohin ich meine Nachforschungen zu richten habe. Jetzt, da ich das aber nicht weiß, sehe

ich mit mißtrauischem Auge nach beiden Seiten hin, und jeden Fremden, der sich mir nahet, betrachte ich zuerst mit dem Gedanken: Kann dieser nicht der Mörder sein? Hat er nicht vielleicht die grausenhafte That vollführt?

— Armes Kind, seufzte die Herzogin, welch ein Abgrund von Schmerzen thut sich da auf einmal vor mir auf. Wie viel mußt Du gelitten haben!

— Ja, Großmutter, ich habe viel gelitten, und doch fühle ich, daß dieses heimliche, verborgene Leid meinen Charakter gestählt und meine Seelenstärke gehoben hat. So hat mein theurer Oheim auch nach seinem Tode noch Einfluß auf mein ganzes Leben gehabt, und was ich bin, das verdanke ich ihm. Ich will es ihm danken, indem ich ihn räche. Ja, mein theurer, geliebter Oheim, fuhr die Prinzessin fort, indem sie mit einer feierlichen Bewegung ihre Rechte erhob und die großen leuchtenden Augen aufwärts richtete, ja ich schwöre Dir bei Allem, was mir heilig ist, schwöre Dir bei der heiligen Jungfrau und ihrem eingebornen Sohn, daß ich es nicht machen will wie die Anderen, daß ich nicht meine Hände in den Schooß legen und Gott allein die Rache überlassen will! Ich will Deinen Mörder

suchen, wohin ich gehe, wohin mein Schicksal mich führt, ich will nicht rasten und nicht ruhen, bis ich ihn entdeckt habe, bis die irdische Gerechtigkeit ihm vergolten hat, was er an Dir Grausames und Entsetzliches gethan. Du hast meinen Schwur vernommen, abgeschiedener seliger Geist, stehe mir nun bei mit Deiner Liebe und mit Deiner Kraft, auf daß ich ihn erfüllen kann.

— Amen! murmelte die Herzogin, indem sie ihre Hände faltete und leise betete.

— Amen! wiederholte die Prinzessin mit einem freudigen entschlossenen Ausdruck. Und nun, Großmutter, fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, nun laß mich wieder den Schleier über mein Herz legen, der sich einen Augenblick verschoben hatte und Dich sehen ließ, was Niemand sonst gesehen hat! Laß mich wieder Deine harmlose unbefangene Enkelin sein, die sich mit nichts beschäftigt als mit ihrem Vergnügen, ihren Zerstreuungen od —

— Und die da eben eine rechte Unwahrheit sagt, fiel die Herzogin ein. Die Prinzessin Claudia Felicitas, meine schöne, stolze, kluge Enkelin beschäftigt sich wohl noch mit anderen Dingen, als mit ihren Vergnügungen und Zerstreuungen; sie ist eine

gar gelehrte Dame, welche den Ovid und Virgil sogar in der Ursprache zu lesen weiß, welche nicht bloß die Laute schlägt und das Spinet spielt, sondern auch sogar selber Lieder und große Arien komponirt.

— Großmutter, rief die Prinzessin lachend, Du preisest mich ja wie die alten Römerinnen ihre Sclavinnen priesen, wenn sie dieselben verkaufen wollten. Willst mich auch wohl verkaufen, Großmutter Herzogin? Ach, ich entsinne mich jetzt wieder, welches die Veranlassung zu allen diesen Bekenntnissen und Erregungen war. Die Frau Kaiserin Mutter hat von Dir mein Portrait begehrt. Die stolze Dame sucht Staatsdamen und passende Gesellschafterinnen für die junge Kaiserin, die zweite Gemahlin des Kaisers Leopold, und Madame Eleonora Gonzaga von Mantua fordert von meiner Großmutter mein Portrait, um mich mit auf die Wahlliste der zukünftigen Begleiterinnen kaiserlicher Majestät zu setzen! Meine Großmutter aber thut mir wirklich die Schmach und Demüthigung an, mein Portrait an diese Kaiserin Witwe zu senden, ohne mich zu fragen, ob ich auch bereit sei, diese demüthige und bescheidene Rolle einer kaiserlichen

Gesellschafterin, einer Folie für den neuen Brillanten, welchen der Kaiser sich in seinen Ehering fassen will, zu übernehmen?

— Aber, mein theures Kind, rief die Herzogin, es war ja vollkommen unmöglich, dies Gesuch abzulehnen. Ich freuete mich desselben sogar, denn ich kenne doch Deinen lebhaften Wunsch, die Wintermonate in Wien zu verleben, und es wäre Dir durch dies Arrangement dazu die beste und bequemste Gelegenheit geboten worden. Denn daß die Kaiserin Mutter, wenn sie Dein Portrait sieht, Dich wählt, daß sie es sich angelegen sein lassen wird, eine so schöne, liebreizende Prinzessin an den Hof zu ziehen, damit sie neben der jungen Kaiserin glänze, davon bin ich fest überzeugt. Es wird ihr sicherlich gar sehr willkommen sein, eine so schöne Prinzessin neben sich zu haben, und durch sie die zweite Gemahlin ihres Herrn Sohnes ein wenig zu verdunkeln. Ich kann mir wohl denken, daß sie im Voraus schon diese zweite Gemahlin des Kaisers von ganzem Herzen hasset, denn Eleonora ist sehr ehrgeizig, und sie liebt es zu regieren. Ihr Herr Stiefsohn hat ihr, wie man sagt, sehr willfährig die Gelegenheit geboten, dieser Passion zu genügen und die Regentin

zu spielen, und nun sieht meine liebe Muhme sich in ihrem Regiment bedroht, und fürchtet von der zweiten Gemahlin bei Seite geschoben zu werden.

— Und ich wünschte ihr, daß sie es würde, rief Claudia heftig. Ja, von ganzem Herzen gönnte ich es dieser stolzen Kaiserin, daß die zweite Gemahlin des Kaisers sie bestrafte für ihre Hoffahrt und Ueberhebung, und ihr gegenüberträte als die wirklich regierende Kaiserin.

— Es wäre ihr allerdings eine recht verdiente Strafe, sagte die Herzogin, denn sie ist hoffährtig, ehrgeizig und stolz, dabei eine sehr strenge Sittenrichterin über Andere, und nur gegen sich selber sehr nachsichtig und vergebungsvoll. Man sagt, die erste Gemahlin des Kaisers habe sehr viel geweint, sie sei recht unglücklich gewesen, und daran trage die herrschsüchtige und übermüthige Kaiserin Witwe allein die Schuld.

— Nein, Großmutter, rief die Prinzessin lebhaft, ihr schönes Haupt schüttelnd, daran trägt die verstorbene Kaiserin ganz allein selber die Schuld! Warum ließ sie es sich gefallen, warum drängte sie nicht, wie es ihr Recht und ihre Pflicht war, die Kaiserin Witwe zurück, und nahm neben

ihrem Gemahle als regierende Kaiserin die Stelle ein, welche ihr gebührte? Statt vor Gram zu sterben, hätte sie machen sollen, daß die Kaiserin Mutter vor Gram gestorben oder in ein Kloster gegangen wäre. Ach, Großmutter, was wäre das für ein Triumph für sie gewesen, und wie stolz und glücklich und gesund hätte sie sich dann wohl an dem Tage fühlen müssen, da ihre böse Feindin die Kaiserburg für immer verlassen hätte!

— Du bist ein seltsames Wesen, lächelte die Herzogin, die Kaiserin Eleonora kann sich glücklich schätzen, daß Du nicht die Ehre hast, ihre zweite Schwiegertochter und die zweite Gemahlin des Kaisers zu werden!

— Großmutter, rief die Prinzessin, indem sie sich bekreuzigte, Gott verzeihe Dir diesen Gedanken! Ich die Schwiegertochter der Kaiserin Eleonora Gonzaga! Ich die Gemahlin des Kaisers Leopoldus mit der dicken Unterlippe!

— Mein Gott, und wäre denn das etwas so Unerhörtes, Unmögliches?

— Ja, Herzogin, etwas ganz Unmögliches, denn — nun ja, ich will es nur gerade heraussagen — ich hasse den Herrn Kaiser, ich habe einen Wider-

willen gegen ihn, den ich mir oft zum Vorwurfe mache, den ich aber nicht bezwingen kann!

— Still, Kind, um Gotteswillen, still, flüsterte die Herzogin ängstlich. Wo nimmst Du nur den Muth her, solche lästerliche Dinge zu denken, geschweige denn sie auszusprechen! Es ist auch nicht wahr, Claudia, es ist nicht möglich, daß Du den Kaiser hassest, der doch zu Dir allzeit so gut und freundlich gewesen ist.

— Er? zu mir gut, zu mir freundlich, Großmutter? Wann wäre das gewesen? Wann hätte er sich jemals um die arme Waise bekümmert, und was wäre aus mir geworden, wenn Du, meine liebe, meine einzige Beschützerin, Dich nicht meiner angenommen hättest? Als meine Mutter gestorben war, und ich nur eine arme Waise war, da wolltest Du, meine liebe Großmama, mich zu Dir nehmen, wolltest mich heimführen nach Deinem schönen Florenz, wo Du bei Deinem Sohne, dem regierenden Herzog, ein so schönes und glückliches Leben führtest. Du kamst nach Innsbruck, um mich abzuholen; aber es mußte doch erst bei kaiserlicher Majestät um den gnädigen Consens nachgesucht werden. Und was nun that kaiserliche Majestät? Sie verweigerte den

Consens! Sie ließ vermelden, es dürfe die Tochter eines österreichischen Erzherzogs nicht außer Landes geführt und erzogen werden. Das sei gegen die Hausgesetze und das Herkommen. Die Prinzessin Claudia, Tochter seines vielgeliebten Oheims, des Regenten von Tirol, habe keine Ursache, außer Landes zu gehen, sie werde vielmehr in Innsbruck zu verbleiben haben, wo die kaiserliche Gnade ihr ein Asylium bereiten werde, welches sie ihr Lebelang bewohnen könne, wenn sie es nicht etwa vorzöge, den Schleier zu nehmen, und in ein Kloster zu gehen! Großmutter, ich war damals noch ein kleines Mädchen, und Ihr achtetet gewiß nicht darauf, daß ich im Zimmer war, als Du meinem lieben Oheim, welcher damals eben die Regentschaft von Tirol angetreten hatte, das kaiserliche Handschreiben vorlasest. Aber ich, Herzogin, ich beachtete Alles, und jedes Wort dieses Schreibens prägte sich in mein Herz und in meine Erinnerung ein, und erfüllte mich mit Groll und Schmerz. Ich hörte es auch, wie mein guter Oheim seufzte und beklagte, wie Du weintest und sagtest: „Das ist sehr hart, sehr grausam von Sr. Majestät.“ Dann machte mein geliebter Oheim Dir den Vorschlag, hier bei ihm in

Innsbruck zu bleiben, bei Deiner armen verlassenen Enkelin, und Du, meine theure Großmutter, hattest die unaussprechliche Güte, es zu thun! Verließest um meinetwillen Dein geliebtes Italien, Dein schönes Florenz, und kamst zu uns nach dem langweiligen, düsteren Innsbruck, lebtest mit uns in Zurückgezogenheit und Stille und —

— Und fand darin mein schönstes Glück, meinen schönsten Lohn, unterbrach sie die Herzogin. Ich sah Dich aufblühen, mein Kind, sah Dich heranwachsen zu einer schönen Jungfrau, sah Dein Herz und Deine Talente sich entwickeln, wußte, daß Du mich liebtest, daß ich Dir nothwendig war —

— Fühltest, daß Du nach dem Tode meines Oheims mein einziger Halt, meine einzige Zuflucht warst! Großmutter, ich bin überzeugt, wenn Du nicht mir zur Seite gestanden und mich behütet hättest, so würden sie mich gezwungen haben, in ein Kloster zu gehen, damit sie meiner für immer los und ledig wären. O, sicherlich, es wäre für kaiserliche Majestät das Bequemste und Angenehmste gewesen, wenn die überflüssige Prinzessin von Tirol den Schleier genommen hätte, und niemals mehr von ihr die Rede gewesen wäre. Kaiserliche Maje-

stät hätten alsdann nicht mehr nöthig gehabt, wenn sie nach Innsbruck kamen, seiner Prinzessin Nichte ein paar huldvolle Worte zu sagen, und von seiner Jupitershöhe herab einen Sonnenglanz gnädigen Lächelns auf mich armes Menschenkind fallen zu lassen! In ein Kloster sollte ich gehen, ich! Sieh mich an, Herzogin, schaue ich wohl aus wie eine Klosterjungfrau? Ist wohl ein Tropfen Blutes in mir, der nach frommen Bußübungen, nach Kasteiungen und dumpfen Zellen sich sehnt?

— Nein, das glaube ich wahrlich nicht, sagte die Herzogin lächelnd, indem sie mit einem Blicke zärtlicher Bewunderung auf die glühenden Wangen, die flammenden Augen, die schöne, üppige Gestalt ihrer Enkelin schaute.

— Großmutter, der Kaiser hätte mich sicherlich doch dazu verdammt, wenn Du mir nicht zur Seite gestanden! Und er hat niemals etwas für mich gethan, um meine Zuneigung zu verdienen. Weißt Du noch, als er vor sechs Jahren in Innsbruck war, um die Huldigung von Tirol entgegen zu nehmen und das schöne Land meines Vaters und meines Oheims sich zuzueignen? Weißt Du noch, wie einsylbig und verdrießlich und unnahbar Kaiser Leo-

poldus damals war? Kaum daß er sich die Mühe gab, uns Beiden den schuldigen Besuch zu machen, kaum daß er es für nöthig hielt, hinter seinen großen zusammengepreßten Zähnen hervor ein paar unverständliche Worte zu murmeln. Und während dieser ganzen lächerlichen Visite blieb er stehen, blieb stehen, weil Seine spanische Grandezza es nicht duldete, daß wir vielleicht, wenn der Kaiser Platz genommen, uns auch auf den Fauteuils niedergelassen hätten. Und weißt Du noch, wie wir Beide dann dem Kaiser unseren Gegenbesuch machten? Er empfing uns in einem Gemach, in welchem nur ein einziger Sessel sich befand, und Er ließ sich nieder auf diesen Sessel und wir zwei Damen, eine Herzogin und eine Prinzessin, wir mußten stehen vor kaiserlicher Majestät! Ach, Großmutter, wenn ich daran denke, so sehe ich immer noch sein damaliges Antlitz vor mir, und ich verabscheue ihn!

— Und begehest damit eine schwere Sünde, Claudia, sagte die Herzogin ernst. Der Kaiser that damals doch nur, was die strenge spanische Etiquette vorschreibt und befiehlt, die Etiquette, welcher wir Alle uns unterordnen sollen und müssen.

— Ich nicht, Großmutter! Nein, ich werde mich

ihr nicht unterordnen! rief Claudia stürmisch. Ich bin eine arme vergessene Prinzessin, welche unbeachtet in einem kleinen Weltwinkel lebt, und die von ihrer Einsamkeit wenigstens das haben kann, daß sie nicht nöthig hat, ihr Haupt zu beugen unter das Joch der Etiquette. Wenn es dem Herrn Kaiser jemals wieder einfallen sollte, hierher nach Innsbruck zu kommen, und ich machte ihm meine pflichtschuldige Visite und fände da zum Beispiel wieder nur Einen Fauteuil, auf welchem Er sich gravitätisch niedersetzte und mich stehen ließe, ich sage Dir, Großmama, ich würde es nicht dulden. Ich würde mir ganz sicherlich aus dem Nebengemach einen Stuhl holen und mich kaiserlicher Majestät gerade gegenüber setzen.

— Aber bedenke, Claudia, daß selbst die regierende Kaiserin wie auch die Kaiserin Mutter sich dieser Etiquette fügen müssen, daß sie niemals, außer in ihren Privatgemächern, sich in Gegenwart des Kaisers setzen dürfen, daß sie auch, wenn sie mit dem Kaiser spazieren fahren, niemals neben der Majestät im Fond, sondern immer auf dem Rücksitz Platz nehmen müssen.

— Ich würde das nicht thun, rief Claudia, stolz

ihr Haupt zurückwerfend, nein, ich würde mich nicht so tyranniſiren laſſen von den ſpaniſchen Dummheiten. Eine Kaiſerin ſteht über dem Geſetze und der einzige Vorzug ihrer Stellung iſt es ja, daß ſie Niemandem ſich unterzuordnen hat.

— Niemandem, außer dem Kaiſer, ihrem Gemahl, und ihrer Oberhofmarſchallin, welche zu ihr ſpricht im Namen der Etiquette.

— Und welche ich wohl zwingen würde, zu ſchweigen und erſt zu ſprechen, wenn ich es erlaubte, rief die Prinzeſſin mit blitzenden Augen. Aber was kümmern wir uns um all' dieſe jammervollen Dinge, Großmutter, und was geht es uns an, mit was für Erbärmlichkeiten ſie ſich da in ihrem ſtolzen Wien martern und quälen. Was fragen wir darnach! Nur das ſage ich Dir, Großmutter, ich werde nun und nimmermehr die abhängige und demüthigende Stellung einnehmen, welche die Frau Kaiſerin Mutter mir in Gnaden zuertheilen möchte! Ich werde nicht nach Wien gehen, um da die dritte Rolle zu ſpielen, in beſcheidener Unterwürfigkeit hinter den beiden Kaiſerinnen herzutrotteln.

— Ach, ſprach Claudia, ſollte gewiſſermaßen die Geſellſchafterin der verwitweten Kaiſerin, ihre Dame

d'Atout darstellen und in Seligkeit schwimmen, wenn einmal der Kaiser mich anschaut und huldvoll die dicke Unterlippe hängen läßt, was so viel heißen soll, als daß er die unaussprechliche Huld und Gnade hat, mich mit einem Lächeln allergnädigst beglücken zu wollen. Gesprochen im Hofstyl kaiserlicher Majestät, Großmutter! Nein, mich lasset hier in meinen Bergen! Ich befinde mich hier wohl, denn ich sage hier wie Julius Cäsar: es ist besser, in einer kleinen Stadt die erste Stelle einzunehmen, als in einer großen Stadt die zweite. Hier, Großmama, hier sind wir Beide die Kaiserinnen, Du die regierende Kaiserin Mutter, ich die unterthänige Kaiserin Tochter, welche devotest mit dem Rücksitz zufrieden sein will, wenn Ihre Majestät Anna von Medicis d'Urbino geruhen, spazieren zu fahren. Ich bitte und beschwöre Dich also, Großmama, fordere nicht von mir, was ich nun und nimmermehr thun kann und werde, sondern schreibe gleich heute an Deine erhabene Frau Muhme, Kaiserin Eleonora Gonzaga, daß sie um Gotteswillen nicht begehren solle, Deine störrische, eigensinnige und unartige Enkelin Claudia Felicitas nach Wien kommen zu lassen und bei sich zu sehen. Schreibe ihr, ich passe ganz und

gar nicht zu den feinen, hochgebildeten, eleganten Kaiserinnen und Prinzessinnen, ich würde mich unter ihnen ausnehmen, wie ein Ziegenböcklein unter den feinen Ballettänzern, die als Götter und Göttinnen verkleidet sind. Das Ziegenböcklein könnte übermüthig sein, und mittanzen wollen und würde zum Ergötzen der ganzen Menschheit doch nur ungeschickte Bocksprünge machen können. Schreibe ihr, „ich soa holter nur a Tiroler Kindle, selb welches nix als tirolerisch zu plauschen verständ, und holter gar nix nich verständ von der feinen Manier und nix thät, als jodeln und Männerche und Grimasse mache!“

— Ich werde mich wohl hüten, Du junger Uebermuth, der gestrengen Frau Kaiserin dergleichen zu melden, lachte die Herzogin. Welch ein schlechtes Licht würde das auf mich werfen und welch einen Begriff sollte kaiserliche Majestät alsdann wohl von meiner Erziehungs-Methode bekommen! Nein, nein, mein Kind, erwarten wir doch in Ruhe die Dinge, welche da kommen werden! Vorläufig ist ja doch nur erst Dein Bild nach Wien gewandert und wenn die Kaiserin Dich nun wirklich, wie ich gar nicht zweifle, ersuchen sollte, für den Winter nach Wien

zu kommen und bei ihr in der Favorita zu wohnen, so —

— So bekomme ich Krämpfe, so melde ich mich todtkrank.

— So werden wir wohl irgend einen anständigen und angemessenen Vorwand ersinnen können, um Dein Ausbleiben zu entschuldigen. Erwarten wir das mit Ruhe, mein Kind.

— Gut denn, Großmutter, wir wollen es thun! Aber jetzt, meine herzliebste, einzigste Großmama, jetzt laß uns wieder darauf zurückkommen, wovon wir ausgingen. Herzogin, sei gut, sei großmüthig. Gib mir einen Tag, einen einzigen kleinen erbärmlichen Tag Ferien. Laß mich der schönen Sommerluft genießen, laß mich einen einzigen Tag all den dummen Flittertand und die exquisiten Redensarten und die feinen Manieren vergessen, und mich nur fühlen, daß ich ein Menschenkind bin welches sich seines Daseins freuen und ein paar Stunden auf seine eigene Manier glücklich sein möchte.

— Aber sage mir, Du Uebermuth, fragte die Herzogin seufzend, was hast Du denn eigentlich vor? Was willst Du denn mit diesem Einen Tag beginnen?

Die Prinzessin kauerte sich wieder vor ihrer Großmutter nieder, faltete ihre Hände um den Hals der Herzogin und schaute ihr zärtlich in das lächelnde Angesicht.

— Liebe Großmutter, sagte sie mit leiser, schmeichelnder Stimme, ich will einen Tag haben, um droben bei der Mariele in der Sennhütte zu bleiben, die Kühe zu melken, Milch zu trinken, mit den Vögeln zu jodeln, mit den Fröschen zu hüpfen und vor allen Dingen um einmal wieder die Sonne auf- und untergehen zu sehen.

— Aber es ist ja unmöglich, es kann ja nicht sein, seufzte die Herzogin.

— Großmutter, warum konnte es denn im vorigen Jahre sein? fragte die Prinzessin heftig. Warum ließest Du mir im vorigen Jahre dann diese reizende Sennhütte bauen, und überraschtest mich zu meinem Geburtstag mit diesem schönen, diesem himmlischen Geschenk? Bedenke doch, allergnädigste Frau Herzogin, daß Du mir das herrlichste Stück Wiesengrund oben auf der Hochalm geschenkt hast, dazu zwei prachtvolle rothe Kühe, eine Sennerhütte von idealer Schönheit und darin eine Sennerin im schönsten geschmackvollsten Kostüm, und nun, da ich mich dieses schönen Geschenkes

freuen will, da ich Gott danke, daß wir die strenge Wintersaison hinter uns haben und wieder in die Berge flüchten können, nun willst Du es mir verwehren, meine geliebte Sennhütte zu besuchen und auf meine Weise glücklich zu sein. Ich frage Dich, gestrenge Frau Herzogin, warum hast Du mir denn dieses bezaubernde Stückchen Gotteswelt mit Allem, was drum und dran ist, mit seinem Wald, seinen Waldbächen, seinen Wiesen, seinem ewigen Schnee und seinem blauen Himmel, warum hast Du mir das Alles geschenkt, wenn Du jetzt nicht willst, daß ich mich dessen freue?

— Es war vielleicht Unrecht, daß ich es Dir schenkte, entgegnete die Herzogin. Ich bedachte nur, daß ich Dir eine Freude und Ueberraschung bereiten wollte, und überlegte dabei leider nicht, daß meine extravagante Enkelin solche Dinge eben anders auffaßt, als es sonst wohlerzogene Prinzessinnen zu thun pflegen. Ich hoffte, wir würden uns zuweilen, begleitet von unseren Hofdamen und Kavalieren, in Sänften hinauftragen lassen auf die Alm, würden dort in den angemessenen Formen ein paar Stunden die liebliche Idylle des Landlebens spielen, und dann fein sittig und bescheiden wieder, wenn der

Abend dunkelte, heimkehren nach Schloß Ambras. Aber dergleichen anständige fürstliche Amusements sind nun leider nicht im Sinne der Prinzessin Claudia Felicitas.

— Nein, wahrlich, sie sind nicht nach meinem Sinne, rief die Prinzessin lachend. Mit den Hofdamen und den Kavalieren auf die Alm gehen und da Bauer und Bäuerin spielen! Es würde es uns ja kein Mensch glauben, und die Kühe würden ein Entsetzen bekommen vor den aufgeflierten manierirten Bäuerinnen, und würden ein paar Tage keine Milch geben, würden vielleicht gar Wind fangen und sich aufblähen, wenn die windigen Kavaliere ihnen zu nahe kommen thäten.

— Claudia Felicitas, lachte die Herzogin, es ist eben mit Deiner Absonderlichkeit nichts anzufangen, und Du bist nun einmal anders wie alle anderen Prinzessinnen. Aber, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, und ihr Antlitz war jetzt ernst geworden, aber wenn ich nun wirklich so schwach und nachgiebig wäre und Dir gestattete, Deinen Plan auszuführen, in welcher Weise wolltest Du ihn denn verwirklichen, und welche von unseren Damen soll Dich alsdann begleiten?

— Keine einzige, Großmutter, denn das ist ja eben das Reizende, das Zauberhafte, daß ich diesen Einen glückseligen Tag ganz auf mich allein werde angewiesen sein, und nichts mich daran erinnern soll, daß ich etwas Anderes bin als eine Sennerin!

— Aber, mein Kind, rief die Herzogin ganz erschrocken, dies ist ja vollkommen unmöglich. Du kannst doch nicht im Ernst daran denken, ganz allein, ohne Begleitung und ohne Schutz, aus dem Schlosse Dich zu entfernen, den Berg hinunter zu gehen und die Wanderung den Patscherkogel hinauf ganz allein zu unternehmen?

— Ich denke im vollen Ernst daran, lieb Großmütterl. Ich hab' davon geträumt und dafür geschwärmt den ganzen langen grauen Winter und Frühling in Innsbruck, ich hab's mir immer zur Belohnung versprochen, wenn ich in der Burg zu Innsbruck stets die vornehme Prinzessin spielen mußte, habe immer zu mir gesagt: Sei nur jetzt fein still und manierlich, Claudia, mache nur alle die Mätzchen und Ziereréien mit, halte Deinen Kopf in den Nacken, trage die Nase in die Luft und benimm Dich so, wie eigentlich kein vernünftiger Mensch sich benehmen darf, nämlich als stolze erhabene

Prinzessin, die sich und Andere von Herzen langweilt, benimm Dich so und ich will Dich auch dafür belohnen, sobald wir im Sommer in Schloß Ambras angelangt sind. Du sollst dann der hochnasigen Dame Etiquette und der Prinzessinnen-Robe und dem erzherzoglichen Wappenschild ein Schnippchen schlagen, Du sollst Dich ein Bischen austoben und so glücklich sein dürfen, wie es ein junges Fohlen ist, welches frei auf der eingezäunten Wiese umher springt.

— Mein Gott, was für Ausdrücke, was für Vergleiche, rief die Herzogin, die Hände faltend. Welch ein revolutionärer, aufrührerischer Geist ist seit einiger Zeit über Dich gekommen, mein armes Kind!

— Der Geist der Wahrheit, Großmutter, und der Muth, sie zu bekennen, erwiederte Claudia lebhaft.

— Nein, mein Kind, der Geist der Opposition, erwiederte die Herzogin traurig. Ach, und ich weiß es ja leider, wer diesen Geist in Dir heraufbeschworen hat, und wer aus meiner guten, hochherzigen und edlen Prinzessin ein so wildes, stürmisches junges Mädchen gemacht hat.

— Großmutter, rief die Prinzessin erglühend, ich bitte Dich, klage Niemand an, mache Niemand verantwortlich für das, was ich bin. Lasse es genug sein daran, daß Du mich meiner Vergehen und Fehler beschuldigest, aber lege sie Niemand Anderem zur Last. Ich bin wie ich bin durch mein Geschick, durch den frühen Verlust meiner Eltern, durch den grausamen Tod meines theuren Oheims, durch meine Vereinsamung, meine Abgesondertheit von der Welt. Was Dir nicht recht an mir ist, was Du tadelst, das findet seinen Grund und vielleicht auch seine Entschuldigung in diesen Dingen. Was aber Gutes an mir ist, das, meine einzige, theure Großmutter, das verdanke ich Dir, Deinem milden, edlen Geiste, der dem meinen gestattete, sich frei zu entwickeln, Deiner hohen Einsicht, welche erkannte, daß man eine Prinzessin nicht, wie es sonst der Brauch ist, in der Dummheit und Beschränktheit auferziehen und ihrem Auge einen engen Gesichtskreis nur gestatten dürfe. Du, meine Herzogin, meine Kaiserin, Du machtest aus Deiner Enkelin, Deiner Unterthanin, nicht Deine Sclavin, welche unter dem Joche dahingehen soll, sondern ein freies, denkendes, selbstständiges Wesen, dessen Geist keine Fesseln trägt,

dessen Blick unbeschränkt, glückselig und wonnevoll hinausschauet über die ganze Welt. Und warum willst Du nun auf Einmal begehren, Du theurer Nestor, daß ich kurzsichtig werde, und meine Augen verschließe, warum willst Du nun auf einmal fordern, daß diese unerträgliche, langnasige, hohläugige Madame Etiquette immer an meiner Seite sich befinde?

— Mein Kind, sagte die Herzogin aufseufzend, indem sie ihrer Enkelin mit einem scharfen Blick tief in die Augen sah, mein Kind, ich will es deßhalb thun, damit diese ernste und vernünftige Dame eine Wächterin Deiner Person sei und keinem Unbefugten oder Unberechtigten erlaube, sich statt ihrer an Deine Seite zu stellen.

— Es denkt Niemand daran, Großmutter, rief die Prinzessin lachend, es kommt Niemandem in den Sinn, sich an meine Seite stellen zu wollen. Also laß mich gehen, liebe, liebe Herzogin. Siehst Du, ich schwöre Dir auch, daß kein Mensch etwas davon erfahren, kein Mensch die geringste Ahnung davon haben soll. Sobald Du mir Deine gnädige Erlaubniß gegeben hast, begebe ich mich in meine Gemächer, klage über Unwohlsein, verabschiede meine Hofdamen, lasse mich von meiner Kammerfrau auskleiden, be-

fehle ihr, da ich wieder einmal an meiner schlimmen Migräne leide, mich morgen früh nicht zu wecken, sondern mich ganz ungestört zu lassen, bis ich rufe. Endlich, wenn Stunde nach Stunde vergeht, ohne daß ich ein Lebenszeichen von mir gebe, werden meine Damen ängstlich werden, und natürlich begeben sie sich dann zu der Frau Herzogin, um ihre Befehle einzuholen und Verhaltungsordre zu empfangen. Die Frau Herzogin, von der man weiß, daß sie die Schwachheit besitzt, ihre Enkelin zärtlich zu lieben, so wenig diese es auch verdient, die Frau Herzogin wird sich dann voll Unruhe in die Gemächer der Prinzessin begeben, wird aber Niemandem gestatten, ihr in das Schlafgemach zu folgen. Sie wird sich ganz allein in dasselbe begeben, wird einige Zeit dort bleiben, dann wieder leise heraustreten und den Damen seufzend berichten, daß diesmal der Migräne-Anfall viel heftiger sei als sonst jemals, und daß ich wohl erst nach Sonnenuntergang davon erlöst werden würde. Die Frau Herzogin wird dann gnädigst hinzusetzen, daß sie ihrer Enkelin versprochen habe, sie bis dahin ungestört zu lassen, nach Sonnenuntergang aber selber zu kommen, um sie zu wecken. Sie wird den Damen befehlen, sich recht still und mög-

lichſt fern von dem Schlafgemache der Prinzeſſin zu halten, und die tiefſte Ruhe in der Umgebung desſelben walten zu laſſen: So iſt alſo das Decorum gewahrt, und wenn die Großmama dann einige Zeit nach Sonnen-Untergang in das Schlafgemach ſich verfügt, ſo wird ſie da die Prinzeſſin Claudia Felicitas in maleriſchem Negligée finden, und noch ganz angegriffen von der furchtbaren Migräne, welche ſie diesmal volle vierundzwanzig Stunden gemartert hat. Siehſt Du, Herzogin, das iſt ein vollkommen ausgebildeter, fertiger Plan, an dem nichts auszuſetzen iſt, und bedenke nur, wie gut und großmüthig ich bin! Ich fing damit an, mir zwei Tage der Freiheit zu begehren, zwei Tage des Alleinſeins in der Sennhütte, und nun, Großmutter, nun habe ich ſelber, um Dir gefällig zu ſein, meine Bitte auf einen Tag beſchränkt. Du aber, Du Böſe, ſtatt mich voll Rührung über dieſe Großmuth in Deine Arme zu ſchließen, Du zögerſt noch mit Deiner gnädigen Bewilligung. Herzogin, iſt das wohl gütig? Iſt das wohl großmüthig? Sage nur Ja, ſage ſchnell Ja, denn es iſt die höchſte Zeit, oder es geht Dir ſonſt im umgekehrten Verhältniſſe wie dem Tarquinius mit den Sibylliſchen Büchern. Wenn Du Dich nicht

schnell entschließest, so fordere ich statt des einen Tages deren zwei, und wenn Du dann noch zögerst, so begehre ich dann drei und bin so ungeberdig, so wild und unartig, daß Du sie mir schon aus Furcht bewilligen wirst.

— Ich glaube wohl, daß man wirklich Furcht vor Dir haben könnte, sagte die Herzogin lächelnd. Aber nun, Claudia, nun laß mich an Dich eine Frage thun. Willst Du wirklich nach der Sennhütte gehen, um dort allein zu sein?

— Allein, oder wenn Du willst, auch in Gesellschaft, erwiederte die Prinzessin unbefangen. Denn am Ende kann man ja die alte Trude, meine Sennerin, auch als Gesellschafterin betrachten, und da sind noch die Murmelthiere, die aus den Felsenhöhlen Abends hervorkriechen, und die Vögel und die Wolken.

— Claudia! unterbrach die Herzogin sie ernst, Du willst mir ausweichen, aber Du verstehst meine Frage sehr wohl.

— Nein, Großmutter. Ich verstehe sie wirklich nicht. Ich habe Dir gesagt, daß ich ganz allein, ohne irgend eine Begleitung zu meiner Sennerin hinaufsteigen will, und dennoch fragst Du mich jetzt, ob ich dort allein sein werde.

— Nun denn, sagte die Herzogin, indem sie ihre Augen niederschlug, als fürchte sie, den Augen Claudia's zu begegnen. Nun denn, so muß ich wohl meine Frage präciser stellen. Ich wollte also wissen, Claudia, ob nicht etwa der Graf Ferraris auch die romantische Idee haben könnte, nach der Sennhütte zu kommen?

Die Prinzessin schrak zusammen, und eine tiefe Purpurgluth bedeckte ihre Wangen. Das Lächeln verschwand aus ihren Zügen und ihre Augen blitzten in düsterem Feuer.

— Frau Herzogin! sagte sie ernst, Ihr wißt ja besser als ich, ob der Herr Graf von Ferraris dort sein kann, oder ob er überhaupt in Deutschland ist. — Ihr allein habt ja mit dem Grafen seine schnelle und überraschende Abreise besprochen und habt, wie ich glaube, dieselbe veranlaßt. Und jetzt wollt Ihr von mir erfahren, wo derselbe sich befindet? Ich, gnädige Herzogin, weiß nichts von dem Grafen. Er ist so grob und rücksichtslos gewesen, von hier abzureisen, ohne mich um eine Abschiedsaudienz zu bitten.

— Ich habe Dir ja gesagt, mein Kind, daß er ganz unvermuthet abreisen mußte. Er bekam einen Courier aus Mailand von seinem Herrn Vater, der

ihm meldete, daß seine Mutter schwer erkrankt sei und sich dringend sehne, ihren Sohn vor ihrem Tode noch zu sehen. Der Graf scheint ein sehr zärtlicher Sohn, denn in derselben Stunde noch kam er zu mir, um sich zu verabschieden, weil er sogleich abreisen wollte. Du warst unglücklicherweise gerade wegen eines Besuches in der Nachbarschaft von Innsbruck abwesend, und so konnte denn zu seinem schmerzlichsten Bedauern Graf Ferraris nicht einmal zum Abschiede Dir die Hand küssen. Ich übernahm es indessen, den jungen Kavalier bei Dir zu entschuldigen —

— Ich weiß! ich weiß! rief Claudia heftig. Ich kenne dieses rührende Märchen. Es ist ein Gegenstück zu der Drachenmutter. Du weißt also, Herzogin, daß der zärtliche Sohn in Mailand bei seiner Frau Mutter ist. Und demzufolge verstehe ich nicht Deine Frage, ob er etwa hier in der Sennhütte erscheinen würde. Mir übrigens liegt an seinem Kommen und an seinem Gehen nichts. Und wenn er etwa, während ich den Sonnenuntergang betrachte, plötzlich aus der Erde hervorwüchse, so würde ich ihm gerade nur das zu sagen haben, was Diogenes

dem Alexander sagte: „Geh' mir aus der Sonne fort, denn du machst mir Schatten".

Die Herzogin hatte, während Claudia sprach, sie mit forschenden, unverwandten Blicken angesehen, und es schien, als fühle sie sich dem ruhigen und sorglosen Wesen Claudia's gegenüber von einer drückenden Last befreit. Sie athmete hoch auf und ein Lächeln dämmerte wieder in dem Antlitze der ehrwürdigen und geistreichen Matrone auf.

— Nun, sagte sie, so sei es denn. Ich will Dir auch diesmal Deinen Wunsch erfüllen, obwohl ich weiß, daß ich Unrecht damit thue. Aber, mein Gott, ich bin eben eine schwache Großmutter, und Du, mein Kind, hast so wenig Freude und Zerstreuung. So bereite sie Dir denn auf Deine Weise. Geh, Claudia, geh. Ich erlaube Dir, vierundzwanzig Stunden in der Sennhütte zu bleiben.

— Die Prinzessin stieß einen Freudenschrei aus und schlang ihre beiden Arme um den Hals der Groß-mutter. Ich danke Dir, meine theure Herzogin, rief sie, einen glühenden Kuß auf ihre Stirn drückend. Du schenkst mir ein Vergnügen, an welchem ich den ganzen Sommer zehren werde, und das mich ent-schädigen soll für alle die erhabenen Freuden und

Vergnügungen, die mir in Wien verloren gehen. Lebe nun wohl, Großmutter, denn ich muß eilen, meine Vorkehrungen zu treffen.

— Aber sage mir nur, Du tolles Kind, wie willst Du es nur machen, unbemerkt aus dem Schloß zu kommen? Und wie kannst Du nur denken, daß man Deine Maskerade nicht entdecken werde? Die Leute hier haben ein feines Gefühl für dergleichen Dinge, und der nachgemachte Bauernanzug täuscht sie nicht.

— Drum nehme ich keinen nachgemachten, sondern einen wirklichen Bauernanzug. Und tiroleriſches Deutsch verstehe ich zu sprechen, wie nur irgend eine Bäuerin. Was aber die Art betrifft, wie ich aus dem Schloß hinauskomme, so ist das mein Geheimniß, und ich bitte Dich, nicht weiter darnach zu fragen, denn ich kann und darf es Dir nicht sagen. Dessen aber sei gewiß, daß ich ganz unbemerkt hinauskomme, ohne daß irgend Jemand mich sehen wird. Und nun, meine theure, liebe Großmutter, nun gestehe einmal selbst, daß ich wirklich ein ehrliches und braves Mädchen bin. Denn könnte ich mich nicht ganz heimlich aus dem Schlosse entfernen, ohne Dich um Erlaubniß zu fragen? Wäre ich dann fortgewesen und Du hättest mich vermißt, so würdest

Du doch, um einen Scandal unter unsern Leuten zu vermeiden, eine anständige Lüge erfunden haben, die mich entschuldigen konnte. Aber Du würdest Dich geängstigt haben, Du gutes Großmütterle. Und siehst Du, das wollte ich nicht. Ich sehne mich nach einem heitern stillen Sonntag. Und es wäre eine Wolke an meinem Himmel gewesen, wenn ich hätte denken müssen, daß Du Dich um mich bangtest. Nun aber wird es ein göttlich klarer Himmel sein, und die Vögel werden mit mir um die Wette singen, und die Kühe werden mit mir Hymnen brummen und Alles wird himmlisches Plaisir und göttliche Erdenwonne sein. Leb' wohl, Herzogin Anna von Medicis, und ich habe Dir zum Abschied ein fürchterliches Geheimniß zu sagen. Die Prinzessin Claudia Felicitas von Tirol verwandelt sich jetzt in eine Sennerin, und steigt als Marianne zur Sennhütte auf den Patscherkogel hinauf. I bitt schön, Eua Gnade, behalten's mi lieb und vergessen's mi nit ganz. I hob' die Ehr', mich zu Gnodn zu empfehln! Adio!

VI.

Hinauf zur Höhe.

Ich bin frei! Oh, ich bin frei! Der Wald ist mein! Der Berg ist mein! Himmel und Erde gehören mir! Ich bin frei!

Sie jubelte es laut hinaus in die schweigende, ruhende Gotteswelt, sie breitete die Arme aus in Wonne und Entzücken, wie sie dort stand jetzt auf einsamer Höhe und hinunter blickte in das Thal mit seinen Dörfern und Hütten und schlängelnden Bächen, hinüber auch nach Schloß Ambras, das ihr gegenüber, aber weit unter ihr lag!

Ein Lächeln, ein wonnevolles, glückseliges Lächeln umspielte ihre purpurnen Lippen, als sie das Schloß betrachtete und sich ausmalte, wie ehrbarlich, fein sittsam und manierlich dorten hinter den Fenstern sich nun Alles auf und ab bewegte; wie man

leise auftrat, wie die Hofdamen flüsternd sich mit einander unterhielten, um Ihre Hoheit die Prinzessin Claudia Felicitas nicht zu stören, und wie sie sich den Anschein gaben, unaussprechliches Mitleid zu empfinden mit der Migräne der erlauchten Dame, und es ihnen doch innerlichst eine kleine Schadenfreude bereitete, zu wissen, daß auch Prinzessinnen nicht erhaben sind über Schmerz und Leid, daß auch sie sich unterwerfen müssen den Gesetzen der Natur!

Und dann morgen früh werden die besorgten Hofdamen zur Frau Herzogin von Medicis gehen, und dann wird die gütige Großmama sich allein in das Schlafgemach der Prinzessin begeben, wird mit traurigem Gesichte wieder heraustreten und verkünden, daß die Prinzessin Claudia noch immer leidet und bis zum Abend durchaus ungestört ruhen muß. Und dann das Seufzen und Augenverdrehen, die zärtlichen Ausrufungen, das mitleidsvolle Jammern! Selbst die edle, die tugendhafte Frau Herzogin muß der Lüge beistimmen, muß eine Jammermiene annehmen und Komödie spielen!

Prinzessin Claudia lachte auf, als sie das dachte, und dieses frische, fröhliche Gelächter rief das Echo

in den Bergen wach und tönte wider hüben und drüben gleich lustigem Vögelgesang.

Ja, ja, die Prinzessin ist ausgeflogen! Die Prinzessin hat sich verwandelt in ein reizendes Tiroler Bauernmädchen, hat die seidenen bauschigen Gewänder und all den Firlefanz ihrer Parüre von sich geworfen, hat die schmucken, stattlichen Gewänder angelegt, welche sie sich zu diesem Zwecke schon vor Monaten in Innsbruck auf dem Jahrmarkt von ihrer vertrauten alten Amme, der Katrinel, hat kaufen lassen! Der vollständig regelrechte Anzug eines Tiroler Mädels, einer Sennerin ist es. Da sind die schweren Lodenschuhe mit den rothen Schleifen darauf, da sind die schwarzen Strümpfe mit den rothen Zwickeln, da ist der kurze Rock von rothem Wollenzeug, am unteren Rande dreimal mit schwarzem Band besetzt, da ist das schwarze Mieder mit den Silberschnüren, aus welchem die weiße Halskrause und die puffigen Aermel hervorkommen; das schwarze glänzende Haar, mit rothen Bändern durchflochten, hängt in langen Zöpfen über den Nacken nieder, und auf dem Haupte sitzt das kokette kleine schwarze Käppchen mit der rothen Schleife.

Sie hat sich ganz allein, ganz heimlich angezo-

gen, und eine Wonne und ein Genuß ist es gewesen, einmal Toilette machen zu können, ohne daß die beiden Kammerfrauen da sind und die Prinzessin ankleiden, als wäre sie eine Gliederpuppe oder ein hölzernes Madonnenbild. Wenn man sich aber selbst ankleidet, da fühlt man doch, daß man ein Menschenkind ist, daß man Arme und Beine hat, die man rühren und bewegen muß, um fertig zu werden.

Sie hat sich gerührt, Prinzessin Claudia! Sie hat sich rasch und flink angekleidet, ist auf den nur ihr bekannten geheimnißvollen Wegen hinaus schlüpft aus dem stolzen Fürstenschloß, und da nun die Bäuerin Claudia, da steht sie nach rast sem Wandern auf der halben Berghöhe, und sch ausruhend hernieder in das Thal, und lacht und bilirt in sich selber, daß Alles ihr so wohl geg ist, daß sie das Ideal, welches sie den ganzen ter in sich getragen, nun endlich doch verwirklicht h

Sie ist frei, viel freier noch, als die Frau Gro mutter ahnt und denkt. Vollkommen frei, denn mand, nein, Niemand auf der weiten Gotteswelt weiß, oder ahnt auch nur, wo sie ist.

Die Frau Großmutter Herzogin vermeint wohl, es zu wissen, denkt, daß Prinzessin Claudia Felicitas

die Sennhütte droben auf dem
suchen und dorten nächtigen w
gin weiß nur, wie vier Renner v
fen, doch nicht, wie zwei Men
nnen, weiß nicht, daß man im gu
ch fünf Stunden Zeit gebraucht, um den Patscher
gel zu besteigen. So wäre denn die Bäuerin
udia erst lange nach Sonnen-Untergang dort
oben in der Sennhütte angelangt. Aber sie weiß
n guten Glück einen näheren Ort für ihre vier-
zwanzigstündige Sommerluft.

Da ist die Gemsenhöhe, der Berg unweit von
Ambras, mit seinen Felsenriffen, seinen grünen
tten, seinen Tannenwaldungen und seinen ewigen
Schneespitzen. Da hinauf geht Claudia's Weg.
ben auf der letzten Matte ist auch eine Senn-
e, eine leere Sennhütte. Die alte Amme kaiser-
licher Hoheit, die Katrinel, hat sich das „Nestel" schon
vergangenen Jahre kaufen müssen. Auf ihren
Namen ist's eingeschrieben in dem Gemeindebuche
des Dorfes Ambras, der Katrinel Maiberg gehört
es — aber die Prinzessin Claudia hat das Geld dazu
gegeben, und der guten Katrinel auch die Einrich-
tung besorgt und die Kühe gekauft. Die Katrinel

diesem Sommer Wohnung neh=
Plan der Prinzessin, und dann
Katrinel dort oben zuweilen die
Nun aber ist die Katrinel krank
hat die Arme im Schlosse zu
Innsbruck zurücklassen müssen. Die Sennhütte ist
also leer, keine Kühe auf der Weide, keine Milch und
kein Brod in der Kammer. Aber das Stübchen ist
doch gut ausstaffirt und eingerichtet, dafür hat Prin=
zessin Claudia schon im vorigen Jahre Sorge ge=
tragen, und die Schlüssel zu der Hütte hat ihr die
Katrinel übergeben, da sie hinausfuhr nach Ambras.

Nichts steht also ihrem Glück entgegen, nichts!
Claudia kennt den Weg ganz genau, hat ihn oft=
mals in früheren Jahren gemacht, kennt jedes Haus,
das am Wege liegt und dem sie ausweichen will,
kennt auch das kleine Wirthshaus, das am Rande
des obersten Tannenwaldes liegt. Dort muß sie
eintreten, denn dort muß sie sich etwas Lebensmittel
einkaufen zu ihrem Abendimbiß, zu ihrem Frühstück.

Ach, ist das nicht eine Wonne, ein unsagbares
Vergnügen, einmal zu leben, zu thun wie jedes andere
staubgeborne Menschenkind. Selber für seine Nah=

rung zu sorgen, sich Brot, Milch und Käse zu kaufen, und das sich selber hiaufzutragen in seine Hütte?

Steht es nicht in der Bibel geschrieben: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen! Und wann hat sie's gethan, wann hat sie gesorgt für ihr Mahl, wann hat sie gehungert und sich dann gefreut, wenn es etwas zu essen gab?

Niemals! Aber heute will sie das Alles kennen lernen! Die Prinzessin hat sich entpuppt, die Prinzessin ist Bäuerin geworden, und all die kleinen Leiden und Freuden eines gewöhnlichen Menschenkindes, die will sie jetzt kennen lernen und sie selber erleben!

Wie tapfer sie jetzt ausschreitet, wie wohlgemuth und kräftig sie den steilen Felspfad hinaufklimmt! Die Wangen färben sich purpurroth, der Schweiß steht ihr in großen Tropfen auf der Stirn.

Und sie freut sich dessen! Es ist ihr neu, sie hat das nie erlebt und empfunden, sie hat noch niemals ein Ziel gehabt, das sie erstreben wollte. Jetzt hat sie eins, und das Ziel ist eine Sennhütte. Sie muß wohl eilen und rüstig steigen, sonst möchte es dunkel werden, bevor sie das Ziel erreichte. Die Sonne

steht schon niedrig, und drunten im Thale beginnt es schon zu dämmern.

Vorwärts also, Bäuerin, du mußt hinauf, bevor die Sonne sinkt!

Rüstig schreitet sie vorwärts. Nur noch Eine Stunde raschen Wanderns, dann wird sie oben sein! Da ist schon der Tannenwald, und dort jetzt bei der Biegung des Weges zeigt sich das kleine Wirthshaus. Hart am Felsenabhang hat es sich angeklammert, wie ein Adlerneſt lugt es hinaus in das Thal, und „das Adlerneſt" haben es auch darum die Leute getauft.

Die Bäuerin Claudia tritt ein in das Adlerneſt. Ihr Herz klopft ein wenig und beklommen wird ihr zu Muthe. Wenn nun Jemand da wäre, der sie erkännte, wenn man am Ende doch an ihrer Sprache merken könnte, daß sie kein richtiges, unverfälschtes Bauernkind!

Nun, sie wird im Schatten der Tannen stehen bleiben und wird wenig sprechen.

Sie legt die Hand auf die eiserne Klinke der Thüre und erschrickt ein wenig über ihre eigene Hand. Das ist freilich nicht die Hand einer Bäuerin, sie ist viel zu weiß und zart dazu und wäre im Stande,

das ganze Geheimniß zu verrathen, denn man sieht es der Hand gleich an, daß sie niemals gearbeitet und geschafft hat, und eine Sennerin muß viel arbeiten und viel schaffen, und wenn sie solche weiße Hände hätte, da würde jeder Bauer sie auslachen und keine Bäuerin möchte eine solche faule Dirne in ihre Dienste nehmen!

Nun, sie wird die Hände wenig zeigen und ganz verlegen immer an der Schürze zupfen und zwickern, wie sie es gesehen hat von den Mädeln, wenn sie mit ihnen gesprochen hat.

Nun öffnet sie rasch die Thüre und tritt ein. „Gegrüßt seid 'r All z'samm!" ruft sie im schönsten Tirolerdeutsch.

Niemand gibt ihr Antwort, und doch ist die Stube angefüllt mit Menschen. Auf der Bank am Ofen liegen zwei wandernde Hausirer, ihre Waarenbündel haben sie als Kissen sich unter den Kopf geschoben und sind selig entschlummert. Auf der Bank am Fenster sitzen drei Bauern mit den spitzen Hüten auf den Köpfen, dem kurzen Pfeifchen im Munde, und spielen eifrig Karten; ungeheure Kannen mit Meth stehen vor ihnen auf dem schmutzigen Brettertische. Hinter dem Schanktisch unweit von ihnen

steht der Wirth im grauen schmutzigen Kittel und pafft aus seiner Pfeife ungeheure Wolken, während er mit neugierigen lächelnden Blicken die junge Bäuerin anstarrt, welche eben eingetreten ist. Ein alter Lehnstuhl mit braunem abgeschabten Lederbezug steht neben dem Schanktische und auf demselben liegt ein langer Strickstrumpf von grauer Wolle. Der Knäuel ist niedergefallen und auf den schmutzigen Dielen weiter gerollt zum höchsten Ergötzen des kleinen Kätzchens, welches damit spielt und es hin und her rollt.

Dieses Strickzeug ist eine Beruhigung, ein Trost für die Bäuerin Claudia, denn es sagt ihr, daß es hier auch eine Frau gibt, und daß diese Frau gewiß bald wieder in das Gemach zurückkehren wird, sonst hätte sie ihre Arbeit nicht so unachtsam dort gelassen. Wenn doch die Frau erst zurückkäme! Es wird ihr ganz unheimlich unter all den Männern in der dicken Tabaksluft. Und wie der Adlerwirth heute grob und unfreundlich aussieht! Und ist doch sonst ein so feiner, devoter Mann! Sie kennt ihn ja ganz wohl! Jedes Jahr hat die Prinzessin Claudia mit ihrer Gesellschaft eine Lustfahrt nach der Gemsenhöhe gemacht, dann, wo die Wagen nicht weiter konnten,

ist man ausgestiegen und zu Fuß die Höhe hinauf gewandert. Für eine Prinzessin natürlich wäre es unschicklich gewesen, und sie wurde deßhalb von den Alpensteigern in einer offenen, blumenbekränzten Sänfte hinaufgetragen bis zum Adlerneſt. Dorten hat alsdann der Adlerwirth im schmucken Tiroler Kostüm, auf dem spitzen Hut drei prächtige Gamsbärte, vor seiner Thüre gestanden und mit freudestrahlendem Gesicht und mit wohlgesetzter Rede die hohen Herrschaften empfangen und begrüßt!

Wie ganz anders sieht er heute aus! Nicht der Schimmer eines freundlichen Lächelns ist in seinem trotzigen Angesicht, und mit ganz grober und unfreundlicher Stimme fragt er die Bäuerin, was sie z'schaffen hat?

Und ihre Stimme zittert, als sie bescheiden und demüthig ein Stückchen Brot begehrt, und etwas Käs und Milch.

— Kommst betteln? schreit der Wirth sie an, daß sie zusammenschrickt.

— B'hüt Gott, nein, nit betteln! Will's bezahlen! Gebet mir nur!

Und sie holt aus ihrer Tasche ein blankes Geldstück hervor, und legt es auf den Schanktisch hin.

Der Adlerwirth brummt etwas vor sich hin in den Bart, sieht die Bäuerin mit prüfenden Blicken an und geht hinaus.

Jesus Maria! jetzt ist sie ganz allein mit den fremden Männern! Hätte sie gewußt, daß hier droben noch Leute sind außer dem Adlerwirth und seiner Frau, nimmer wäre sie hier eingetreten, oh nimmer!

Aber die Männer achten gar nicht auf sie, die Einen schlafen, die Anderen spielen ruhig weiter. Sie fühlt jetzt, daß sie ermüdet ist und schaut sich verwundert um. Es muß es ihr ja doch Jeder ansehen, daß sie ermattet ist und des Ausruhens bedürftig, und doch beeilt sich Niemand, ihr einen Stuhl herbeizubringen.

Ah, es ist ja wahr, sie ist ja keine Prinzessin, sondern eine Bäuerin, und Niemand achtet auf sie!

Claudia lächelt und schleicht bescheiden und demüthig nach dem Lehnstuhl hin, schiebt das große Strickzeug bei Seite und setzt sich. Nun hat sie ihre Aengstlichkeit überwunden und fühlt sich wieder froh und unbefangen, läßt die großen flammenden Blicke durch das Gemach hinschweifen und schaut sich Alles recht genau an, um es bei der Heimkehr der Frau Großmutter zu schildern.

Ah, was wird die Herzogin sich entsetzen über das furchtbare gefährliche Abenteuer, und wie wird Claudia lachen und sich freuen!

Die Thüre geht auf und ein neuer Wanderer tritt herein. Claudia achtet nicht darauf; sie ist so sehr beschäftigt mit ihren Gedanken, sie beginnt schon jetzt im Geiste vor der Herzogin die Erzählung ihrer Abenteuer.

Der Wanderer aber bleibt, da er die Bäuerin, die wunderschöne Maid, auf dem Lehnstuhl gewahrt, wie angezaubert auf der Thürschwelle stehen, und seine kleinen glühenden Augen sind fest und unverwandt auf sie gerichtet. Es ist ein junger Priester im langen schwarzen Talar, mit der blauen Schärpe um den Leib, mit dem großen schwarzen, an beiden Seiten aufgeschlagenen Hute, einer von den frommen Vätern wohl aus dem Jesuitenkloster dort drüben.

Sollte er das schöne Bauernmädchen erkannt haben? Sollte er wissen, wer die wunderschöne Maid auf dem Lehnstuhl dort ist?

Bevor sie ihn noch gesehen, tritt er zurück von der Schwelle, wieder hinaus auf den Vorplatz des Hauses, schließt leise, leise die Thüre, und schreitet zum Hause hinaus. Aber nicht weit! Unfern von dem-

selben, hinter einem Baume bleibt er stehen, und seine stechenden Blicke spähen unverwandt nach der Hausthüre hin, denn dort muß sie herauskommen!

— Schau Einer die Dirn an! schreit auf einmal eine kreischende Stimme neben Claudia, und wie sie erschrocken sich zur Seite wendet, sieht sie da neben sich eine derbe alte Bäuerin, die Hände in die Seiten gestemmt und mit bösen zürnenden Augen die Fremde anstarrend. Schau Einer die Dirn an! Was unterfängst Dich, Du grobes Ding, Dich da herzusetzen auf meinen Platz? Bild'st Dir wohl was Rechts ein, weil Du so schmucke Kleider thust anhaben, und Dich herausgeputzt hast mit Deinem Sonntagsstaat mitten in der Arbeitswochen? Meinst, da könnt'st Dich halt auf den Ehrenplatz hinwerfen, wo die Hausfrau und die Bäuerin hing'hört?

Ich bitt schön, Bäuerin, verzeiht mir, bat Claudia, sich hastig erhebend, und wie sie das that, fiel das Strickzeug auf die Erde nieder, gerade der alten Bäuerin vor die Füße.

Claudia beachtete es nicht und zog sich bescheidentlich nach der Thüre zurück. Na, sind das aber Manieren, rief die Alte empört, indem sie mit der breiten schmutzigen Hand auf das Strickzeug deutete.

Meinst etwa gar, ich soll Dir die Sachen aufheben, wenn Du sie hinschmeißt? Hast nit einmal vom Herrn Pfarrer gelernt, daß man Respekt haben muß vor dem Alter? Bist ein so junges Ding, und magst Dich nit einmal bücken und mir das Strickzeug aufheben? Gleich kommst Du her und thust es!

Claudia beeifert sich, es zu thun, und ist froh, als jetzt der Adlerwirth wieder hereinkommt, und ihr das Brot und den Käse nebst einer Flasche Milch bringt. Es ist ein Glück, daß der Mann so verdrießlich ist, daß er nicht einmal fragen mag, wohin das Mädel gehen will und wo sie Wohnung und Heimath hat. Mit mürrischem Gesicht reicht er ihr das Guldenstück wieder zurück.

— Gib mir klein's Geld, ich kann nit wechseln, hab nit so viel Münz!

— So behaltet nur das Ganze, sagt Claudia, und eilt mit ihren Eßwaaren, welche sie in ihre Schürze eingeschlagen, nach der Thüre hin.

— Bist närrisch! schreit der Wirth sie an. Das ganze Guldenstück soll ich behalten? Bist etwan eine verkleidete Prinzessin, daß Du so mit dem Geld kannst um Dich werfen?

Sie antwortet nicht, sondern springt zur Thüre

hinaus, froh und beglückt, daß sie dieses furchtbare Haus verlassen kann! Ach, da ist sie wieder draußen, da ist wieder der blaue Himmel und der duftende Tannenwald, und die ganze liebe schöne Gotteswelt!

Nun hinauf den schmalen, kleinen Felsenpfad, der zwischen den Tannen emporführt. Jenseits des Waldes da kommt noch eine einzige schlimme Passage an steiler kahler Felsenwand hinauf, dann ist sie da, die grüne Matte, und am Ende derselben, sich anlehnend an den steilen Felsen, da ist das Haus, die liebe kleine Sennhütte!

Froh gemuthet schreitet sie hinein in den Wald, dicht vorüber an dem jungen Mönch, der dort hinter der dicken Tanne steht. Sie sieht ihn nicht, denn ihr lachendes Auge folgt eben einem Eichkätzchen, das in lustigen Sprüngen von Baum zu Baum springt. Aber er, der junge Pater, er sieht sie, schaut ihr nach mit einem langen Blick und murmelt vor sich hin: Sie ist es, oh gewiß, sie ist es! Es ist das Original zu dem Bilde, das Er besitzt. Ich habe es ja erst vor drei Stunden noch bei ihm gesehen, und die ganze schmerzensreiche Geschichte seiner Liebe hat er mir dabei erzählt! Es ist unmöglich, daß es noch ein zweites Wesen gibt, welches das Original zu

diesem Portrait ist! Nein, sie ist es, und ich muß wissen, wohin sie geht. Ich muß es wissen, um es Ihm zu sagen!

Der junge Pater tritt hervor hinter dem Baume, und langsam, ganz von ferne, schreitet er hinter dem schönen jungen Weibe her, wie der schwarze Tod hinter dem blühenden Leben, wie das drohende Unheil hinter dem lachenden Glück! Wie sie den Felsen emporgeklimmt ist, springt er leichtfüßig und gewandt wie ein Gemsjäger von Felsstufe zu Felsstufe hinauf, kauert sich hinter einem vorspringenden Gestein und spähet aus nach ihr.

Da ist sie wieder, die schöne Bäuerin, schreitet die grüne Matte empor so kräftig, so jugendmuthig. Die letzten Strahlen der Abendsonne treffen gerade die schöne Gestalt, und hüllen sie ein wie in einen durchsichtigen Schleier von Gold und Purpurgluth, und heben sie förmlich ab von der grünen Matte, auf welche schon die Schlagschatten drüben von den Berggipfeln herüber fallen. Sie geht im Licht und im Sonnenglanz dahin, und zu dem lauschenden Priester herüber tönt ihr fröhliches Gejodel, dem das Echo in den Felsen Antwort gibt.

Das Auge des jungen Priesters ist scharf und

durchdringend, und in wie weiter Ferne er ihr auch folgt, er sieht sie doch, sieht jetzt auch die kleine Hütte dort drüben unter dem vorspringenden Felsen, sieht, wie sie die Thür derselben öffnet und in der Hütte verschwindet.

Dorten also ist sie zu finden, sagt der Pater mit einem seltsamen Lächeln. Sie wird sicherlich die Nacht dort bleiben wollen, und ihre Dienerschaft und ihre Damen werden ihr wohl dahin folgen! Ich will es Ihm berichten! Vielleicht kann es Ihm Vortheil bringen, vielleicht kann Er's benützen!

Und der junge Pater wendet sich und schlägt eiligen Schrittes den Rückweg ein.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ende des ersten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mühlbach, Luise,

Kaiserin Claudia, Prinzessin von Tirol Historischer Roman von Louise Mühlbach

Bd.: 1

Leipzig 1867

P.o.germ. 1940 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127500-5